



flutter.

Winter 2010/Nr. 37

Wie sind wir denn drauf?

THEMA

Drogen

Editorial

Drogen sind immer auch politisch. Schon die gängige Unterscheidung von legalen und illegalen Drogen beschäftigt Parlamente, Justiz und Polizei immer wieder. Gerade weil diese Trennlinie nicht für alle nachvollziehbar ist, widersprüchlich bleibt. In beiden Bereichen kommen eine Reihe Fragen auf: Ist es zum Beispiel moralisch vertretbar, bei tödlichen, aber legalen Drogen Milliardengewinne zuzulassen, die Folgekosten des Drogengebrauchs aber an die Solidargemeinschaft, zum Beispiel auf die Krankenkassen, zu übertragen? Wie glaubwürdig sind staatliche Kampagnen gegen Alkohol und Tabak, wenn Milliarden Euro Einnahmen aus den Verbrauchsteuern ebendieser Drogen im Staatshaushalt fest eingeplant sind? Wäre eine Legalisierung weiterer Drogen insgesamt besser? Oder wäre das Drogenproblem dann überhaupt nicht mehr zu beherrschen?

Bei legalen Drogen ist die Herstellung und Verwertung als Genussmittel-Industrie organisiert, inklusive professionellen Lobbyings. Die Welt der illegalen Drogen ist dagegen ein globalisierter Schwarzmarkt, paramilitärisch durchsetzt – eine Gesellschaftsordnung im permanenten Bürgerkrieg. Kann der Drogenmissbrauch und die Sucht schon die Einzelnen, ihre Familien und Beziehungen zerstören, so löst sich im Multimilliardengeschäft des illegalen Drogenhandels und dessen Infrastruktur,

der organisierten Kriminalität, staatliches Handeln immer wieder vor aller Augen auf. Die Kokser in Westeuropa haben mit den Toten des Drogenkriegs in Mexiko sehr viel mehr zu tun, als sie wahrhaben wollen. Und hat das *Nation Building* in Afghanistan wirklich eine Chance gegen den Korruptions-Sog der Drogenmillionen?

Und es geht noch weiter. Weil unsere Vorstellungen von Rausch, Leistung, Grenzüberschreitung und Sinnessteigerung eine massenhafte Nachfrage anzeigen, wird ein gesellschaftliches Dispositiv erzeugt, das auch den medizinisch-industriellen Komplex auf den Plan ruft. Die Arbeit am vermeintlichen Übermenschen ist in vollem Gang, und die Versprechungen des Marketings wirken, beispielsweise bei den sogenannten Neuro-Enhancern. Die damit erzielten Resultate sind aber oft genug nur Zerrspiegel unserer Wünsche und die Gefahren sehr real. Die massenmedial verstärkten Idealvorstellungen können allerdings schnell zu einer wirksamen Norm werden, die den Druck auf die Einzelnen erhöht, den die künstlichen Drogen doch lindern oder überwinden helfen sollten. Die alltägliche Verfügbarkeit von Drogen zwingt uns immer wieder zu Entscheidungen und letztlich zum Bewusstsein dessen, was uns im Leben wirklich etwas wert sein soll. Bei Drogen wird Persönliches auch deshalb sehr schnell politisch. Die Orientierung hierfür wird nur begrenzt von oben oder außen kommen können. Stattdessen gilt: *Sapere aude* – wage es, weise zu sein. Thorsten Schilling



Immer auf der Flucht: zwei Fixer auf einem Dach in St. Petersburg

Inhalt

„Cannabis ist keine Spaßdroge“ 5	
Verbieten oder machen lassen: zwei Interviews zu einem Thema	
Bitte noch einen Pilz 10	
Wie Drogen in der Medizin verwendet werden	
Staat der Gewalt 12	
In Mexiko tobt der Drogenkrieg	
Heiße Ananas 18	
Drogenfahnder jagen Schmuggler quer durch Europa	
Schall und Rauch 20	
Treffen mit einem Tabaklobbyisten	
„Kein Ausweis, kein Gras“ 23	
Interview mit einem Dealer	



Feuchte Sache 24	
In Finnland hat der Staat ein Alkoholmonopol	
Auf ganzer Linie 26	
Unsere Infografik über den globalen Kokainhandel	
Deine kleinen Augen machen mich so sentimental 29	
Was man als Kiffer auf die Reihe kriegt – und was nicht	
Konzentration, bitte! 30	
Ein Selbstversuch mit Smart Pills	
Aggro Bangkok 34	
Halb Thailand steht auf die Billigdroge Yaba	
„Ich bin keine Spaßbremse“ 36	
Interview mit einem, der sich gar nichts reintut	



Erst kauen 37	
Die Droge Kat lähmt den Jemen	
Wie kriegt man das geregelt? 40	
Was das Gesetz so über Drogen sagt	
Blumen des Bösen 42	
Aus Afghanistan kommt 90 Prozent des Opiums auf der Welt	
Die Droge oder ich 46	
Unser Autor verlor seine Liebe an Crack	
„Ich habe Kot erbrochen“ 48	
Interview mit einem, der mal süchtig war	
Drogen, die es nicht ins Heft geschafft haben 49	
Hoi Polloi, Vorschau und Impressum 50	



„Cannabis ist keine Spaßdroge“

Muss der Konsument vor sich selbst geschützt werden? Unbedingt, sagt die Drogenpolitikerin Maria Eichhorn. Nicht nötig, sagt der Sozialpädagoge Bernd Dollinger. Beim Thema Drogen gehen die Meinungen ziemlich weit auseinander. Zwei bewusstseinsweiternde Gespräche

Interview: Robert Reick, Foto: Oscar Lebeck



→ Maria Eichhorn, geboren 1948, war von 2006 bis 2009 Drogenbeauftragte der CDU/CSU-Fraktion. Zudem ist sie Mitglied im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Sie plädiert für ein strenges Drogenverbot und stimmte in der Legislaturperiode 2005 bis 2009 gegen eine Abgabe von künstlichem Heroin an Schwerstabhängige.

fluter: Muss man den Drogenkonsum nicht akzeptieren?

Eichhorn: Nein. Wer Drogen konsumiert, begibt sich in eine Gefühlswelt, die von künstlichen Glücksmomenten bestimmt ist. Er vergisst seine Sorgen und meint, es gehe ihm gut. Die Ernüchterung kommt immer dann, wenn der Drogenrausch abklingt.

Das ist bei legalen Drogen wie dem Alkohol ähnlich. Wo ist der Unterschied zwischen legal und illegal?

Sowohl die legalen als auch die illegalen Drogen sorgen für einen bestimmten Kick, ein gutes Gefühl. Sei es durch Nikotin oder Alkohol oder illegale Drogen bis hin zum Heroin. Der Grund ist vergleichbar – aber die Auswirkungen können sehr unterschiedlich sein.

Sie halten Verbote von Drogen für notwendig. Warum?

Es wäre schön, wenn der Appell an die Vernunft und die Aufklärung alleine helfen würde, aber das ist leider nicht der Fall, und deswegen spreche ich mich auch für Verbote aus: um den Menschen zu schützen.

Macht ein Verbot die Drogen nicht noch interessanter?

Sicher ist gerade für junge Menschen das, was verboten ist, besonders interessant und reizt zum Ausprobieren. Aber letztlich soll das Verbot helfen, bewusst zu machen, dass diese Drogen gesundheitsschädigend sind.

Welche Gefahren gehen für Jugendliche von Drogen aus?

Je früher Kinder oder Jugendliche beginnen, Drogen zu konsumieren, umso schädlicher ist es, weil die Entwicklung beeinträchtigt werden kann und die Gefahr einer Abhängigkeit durch den frühen Konsum steigt.

Was ist die Rolle des Staates in der Drogenfrage?

Der Staat hat auf jeden Fall die Aufgabe, aufzuklären und den Menschen zu schützen. Und wenn die Aufklärung alleine nicht reicht: Gesetze zu erlassen.

Und welche Rolle spielt die Familie?

Die Familie trägt im Umgang mit Drogen große Verantwortung. Ich erwarte von den Eltern, dass sie mit den Kindern und Jugendlichen über die Problematik sprechen – und natürlich auch selbst verantwortungsvoll mit legalen Drogen umgehen. Werden in Familien illegale Drogen konsumiert, hat das meistens auch für die Kinder fatale Auswirkungen.

Wie wichtig ist die Schule für die Aufklärung?

Es muss schon im Kindergarten beginnen, dass Kinder stark genug gemacht werden, um auch Nein zu sagen. Junge Menschen müssen früh lernen, dass sie nicht alles mitmachen müssen, was ihre Freunde oder ihre Clique ihnen sagen. Sie müssen lernen, sich selbst eine Meinung zu bilden und selbst Verantwortung für ihr Tun zu tragen.

Und wie sieht ganz konkret eine wirksame Prävention aus?

Gute Projekte setzen auf kommunaler Ebene an. Gastwirte und kommunale Verantwortliche treffen ein Abkommen, nach dem alle Akteure vor Ort gemeinsam präventiv arbeiten und dafür sorgen, dass die Jugendschutzgesetze eingehalten werden. So wird bei Festen kontrolliert, ob die Abgabe von Alkohol tatsächlich dem Gesetz entspricht. Prävention heißt auch, über die Folgen des „Komasaufens“ aufzuklären. Die Einhaltung der Gesetze und Aufklärung sind notwendig, um Jugendliche vor gesundheitlichen Schäden zu bewahren. Lokale Netzwerkarbeit kann hier viel erreichen. Neben solchen Initiativen können Kommunen beispielsweise Flatrate-Partys oder den Alkoholkonsum an bestimmten Plätzen verbieten. Verbote allein sind aber zu wenig. Die Jugend braucht Räumlichkeiten, wo sie sich trifft und wohlfühlt.

Sie haben sich wiederholt gegen die Legalisierung von Cannabis eingesetzt. Warum sollte das verboten bleiben?

Weil Cannabis, wie durch wissenschaftliche und medizinische Studien belegt wurde, schon bei einer geringen Menge erhebli-



Aus dem Ruder: Manchmal
sieht es nicht so aus,
als könnten die Menschen
Maß halten



che Beeinträchtigungen für die Gesundheit des Konsumenten haben kann. Es gibt eine Schweizer Studie, die besagt, dass bereits bei einer kleinen Dosis schwerwiegende Angststörungen und in weiterer Folge sogar Realitätsverlust und Entpersonalisierung ausgelöst werden können. Bei langfristigem Konsum gibt es eine Reihe von Beeinträchtigungen mit großen gesundheitlichen Risiken bis hin zur physischen und zur psychischen Abhängigkeit. Es ist keineswegs so, dass Cannabis eine Spaßdroge ist, die man so schnell zwischendurch konsumieren kann.

Was kritisieren Sie an einer liberalen Drogenpolitik?

Bei einer liberalen Drogenpolitik ist nach meiner festen Überzeugung die Gesundheit des Menschen kein Thema. Denn wenn die Liberalisierung der Drogen selbstverständlich ist, dann wird die Gefahr, die mit dem Drogenkonsum einhergeht, vernachlässigt und verniedlicht. Zugleich geht die wichtige Schutzfunktion des Verbots verloren, die eben doch eine Einschränkung des Drogenkonsums bewirkt.

Legalisierungsbefürworter kritisieren die Realitätsferne der Verbote weicher Drogen und das Elend, das durch die Kriminalisierung harter Drogen entsteht. Sie plädieren für einen kontrollierten Kontrollverlust.

Ja, es gibt diese These, dass man viele Kosten einsparen könnte, weil es zum Beispiel nicht zur Beschaffungskriminalität und den damit einhergehenden Folgen, wie Raub und noch schlimmeren Delikten, kommen würde. Aber letztlich bedeutet „gewähren lassen“, dass man die Drogenabhängigen sich selbst überlässt und deren Gesundheit letztlich so stark geschädigt werden kann, dass es bis zum Tod führt. Und deswegen halte ich es für richtig, dass alles versucht wird, den Drogenabhängigen zur Abstinenz zu verhelfen. Das wäre für mich die richtige Drogenpolitik.

Kann es nicht sein, dass illegale Drogen gerade deshalb so schädlich sind, weil Produktion und Vertrieb im Verborgenen und ohne öffentliche Qualitätskontrollen stattfinden?

Natürlich können verunreinigte Drogen eine noch schwerere, schwierigere oder noch erheblich heftigere Wirkung haben. Aber auch wenn Heroin in einer Fixerstube regelmäßig konsumiert wird, führt dies zur Gesundheitsschädigung. Eine verunreinigte Droge kann durch Zusatzstoffe schon beim erstmaligen Konsum zu gesundheitlichen Schäden führen, aber auch die „saubere“ Droge ist gesundheitsschädlich.

Langfristig gesehen sind ja auch die Drogen, die bei uns erlaubt sind, nicht so richtig gesund. Tabak und Alkohol sind erlaubt – wie entscheidend ist denn dafür, dass der Staat damit auch Steuern einnimmt?

Am strikten Rauchverbot in Bayern, das ja vom Volk durch den Volksentscheid herbeigeführt worden ist, zeigt sich, dass das letztlich keine Rolle spielen darf. Der Staat hat in erster Linie die Aufgabe, für die Gesundheit seiner Bürger zu sorgen. Und die Steuermittel, die aufgrund von Alkohol und Tabak eingehen, dürfen nicht maßgebend sein.

Wie konsequent ist denn die gesetzliche Trennung zwischen legalen und illegalen Drogen?

Alle Drogen können schädlich sein, egal ob legal oder illegal.

Die unterschiedliche Behandlung durch den Gesetzgeber liegt sicher auch in unserer Geschichte und Kultur begründet. Alkohol ist bei uns schon immer von den Menschen hergestellt worden – als Wein oder Bier. Und auch Tabak ist in unterschiedlicher Form schon von alters her als Genussmittel verwendet worden. Deswegen haben legale Drogen einen anderen Status in unserer Gesellschaft und auch im Staat als die illegalen Drogen. Dennoch geht es auch bei den legalen Drogen darum, dass wir verantwortungsvoll mit ihnen umgehen.

„Es geht um den kontrollierten Kontrollverlust“



→ Bernd Dollinger, geboren 1973, lehrt Sozialpädagogik an der Universität Siegen. Als Mitherausgeber verschiedener Publikationen widmete er sich abweichendem Verhalten, der Jugendkriminalität, der sozialpädagogischen Erziehung des Bürgers, der neuen „Lust am Strafen“ und der sozialwissenschaftlichen Suchtforschung. Bernd Dollinger ist Mitglied im Schildower Kreis, einem Netzwerk aus renommierten Wissenschaftlern, die sich gegen eine Prohibition aussprechen.

Interview: Arno Frank

fluter: Gehört die Suche nach dem Rausch nicht zum Menschen?

Dollinger: Ich halte es für ziemlich naiv, eine Gesellschaft ohne Drogenkultur herbeiführen zu wollen. Viele Menschen suchen im Drogenkonsum offensichtlich Erfahrungen, die ihnen der Alltag normalerweise nicht bietet. Insofern ist das Idealbild der völligen Abstinenz unrealistisch. Umso wichtiger ist es aber, den Drogenkonsum sicher zu gestalten.

Wäre demzufolge jede sinnvolle Prävention eine Lehre vom vernünftigen Umgang mit dem Unvernünftigen?

Der Begriff „Prävention“ ist durch diese Abstinenzvorstellungen sehr belastet. Wenn man aber präventiv tätig sein will, darf man nicht mit dem erhobenen Zeigefinger kommen.

Das hört sich an, als würden Sie den Jugendlichen einen verantwortungsvollen Umgang mit Drogen zutrauen?

Den standardisierten Jugendlichen gibt es nicht, sondern sehr unterschiedliche Lebenslagen und sozial eingebundene Lebensphasen. Wenn ich zum Beispiel behaupte, „die Jugend“ würde von wiederkehrenden Drogenwellen überrollt, dann ist dies nur eine Defizit-Zuschreibung und ich werde mit ihr kaum ernsthaft ins Gespräch kommen können. Man muss anerkennen, dass Jugendliche eigenständige, kompetente Akteure sind, und auf dieser Grundlage mit ihnen sprechen.

Und was ist denn mit dem 17-Jährigen, der kiffte und deshalb in der Schule nicht mehr mitkommt?

Auch hier ist es nicht damit getan, den Drogenkonsum zu unterbinden. Man muss sich fragen: Gibt es hier tatsächlich eine eskapistische Verhaltenstendenz? Wenn man von einem jungen Menschen sagt, dass er sein Leben nicht im Griff hat, weil er Drogen nimmt, dann ist die Gefahr einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung groß. Man weiß aus der Forschung, dass Drogen dann kontrolliert konsumiert werden, wenn jemand sozial eingebunden ist und Perspektiven hat, zum Beispiel einen Freundeskreis oder einen Ausbildungsplatz. Dann werden Drogen etwa nur am Wochenende konsumiert. Fliegt aber jemand wegen seines Drogenkonsums von der Schule, dann werden Dinge in Gang gesetzt, die alles schlimmer machen oder Probleme verschärfen.

Macht ein Verbot die Drogen noch interessanter?

Die Konsumenten wissen doch genau, dass Cannabis verboten ist. Das heißt aber auch: Sie nehmen bewusst ein Risiko in Kauf, und dieses Risiko macht den Drogenkonsum für manche besonders attraktiv. Er ist dadurch noch weniger alltäglich.

Die einzigen Drogen, die gesellschaftlich akzeptiert werden, sind Zigaretten und der Alkohol. Ein Bierchen gehört fast schon zum Initiationsritus.

Alkoholkonsum gilt als normal unter Erwachsenen. Als schwierig gelten eher die, die dauerhaft abstinent sind. Dann wird gesagt: „Na ja, vielleicht hatte er ja mal ein Alkoholproblem.“ Ein kompetenter Alkoholkonsument zu werden, das ist durchaus eine Art Initiationsritus – indem Jugendliche Mengen austesten, unterschiedliche Arten ausprobieren. Das ist bei anderen Drogen genauso. Wenn ich dazugehören will, dann konsumiere ich eben entsprechende Dinge, lerne aber zugleich von der Gruppe, wie das ohne gesundheitliche oder psychische Gefahren geht. Gerade deswegen kommt es darauf an, diesen Prozess sinnvoll zu gestalten, anstatt pauschal mit Defiziten zu argumentieren oder mit dem strafrechtlichen Hammer draufzuhauen.

Gerade in Bayern, wo besonders restriktiv gegen Cannabis vorgegangen wird, gibt es ritualisierte Massenbesäufnisse wie das Oktoberfest. Ist das aus Ihrer Sicht glaubwürdig?

Das Oktoberfest ist ein ritualisierter Raum, in dem man über die Stränge schlagen kann. Wobei das nicht mit einem absoluten Kontrollverlust einhergehen muss. Die Festzelte sind sozusagen Räume für den kontrollierten Kontrollverlust, denn die Leute finden anschließend wieder in die Normalität zurück.

Besoffen, bekifft, verpeilt, verstrahlt und druff

Unter www.drugcom.de kann man einen Test machen, ob man seinen Drogenkonsum im Griff hat. Dort findet man auch Adressen, wo man sich helfen lassen kann. Drugcom.de ist ein Projekt der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, die sich mit Aufklärung und Vorbeugung befasst. Neben Alkohol, Zigaretten und illegalen Rauschmitteln klärt sie auch über Suchtverhalten bei Computerspielen auf.

Andere wachen aber im Krankenhaus und nicht in der Normalität auf. Ist das Komatrinken ein Problem oder nur ein Zerrbild der Medien?

Natürlich ist es ein Problem, wenn die Jugendlichen in manchen Kneipen für einen gewissen Betrag ohne Ende trinken können. Aber mit diesen Kategorisierungen – die Jugendlichen würden immer mehr trinken, könnten nicht mit Alkohol umgehen – kommt man nicht weiter. Man muss den jungen Menschen auch einen gewissen Freiraum geben, mal ein bisschen über die Stränge zu schlagen. Sonst sagen sie: „Okay, jetzt habe ich schon eine Grenze überschritten, jetzt kann ich gleich weitertrinken.“

Warum sind Alkohol und Zigaretten, an deren Folgen deutschlandweit im Jahr Zehntausende sterben, erlaubt und Marihuana nicht?

Alkohol und Tabak haben durch die Steuern natürlich einen ökonomischen Nutzen, der in der Politik auch eine Rolle spielt. Bei illegalen Drogen gibt es außerdem mittlerweile eine jahrzehntelange Erzählung, nach der sie etwas Verbotenes und Schlechtes sind. Das hat sich ins kulturelle Gedächtnis eingegraben. Dabei sollte der staatliche Umgang mit Drogen an klaren empirischen Erkenntnissen orientiert sein. Und wenn man nun einmal weiß, dass die Kriminalisierung kontraproduktive Effekte hat, dann sollte man damit entsprechend vorsichtig sein.

Gegen Drogen wird weltweit gekämpft, etwa in Kolumbien gegen den Kokaanbau und in Afghanistan gegen den Opiumanbau. Man stelle sich vor, eine Koalition aus islamischen Nationen würde Deutschland besetzen und als erstes die Hopfenfelder in Bayern niederbrennen ...

Ein sehr schönes Beispiel. Es ist unglaublich, wie viel Schaden in diesem „Krieg gegen Drogen“ auf vielen Ebenen angerichtet wird. Das geht los mit dem Drogenkonsumenten, der verunreinigte Substanzen bekommt, weil es keine Kontrolle gibt – bis hin zu unerwünschten Dingen wie der organisierten Kriminalität. So lange diese Gewinne existieren, ist es offensichtlich, dass es Leute gibt, die das Zeug anbauen. Erstaunlich, wie lange man daran festhält, wo doch die Kontraproduktivität gerade hier sehr deutlich ist.

Was halten Sie denn von Konsumräumen, in denen kontrolliert Drogen konsumiert werden können?

Das ist eine Quasi-Liberalisierung, die keinen echten Fortschritt bringt, weil die Leute schon verendet sein müssen, um Zugang zu einem solchen Konsumraum zu haben. Die Frage, woher diese Verelendung rührt, wird dabei nicht beantwortet.

Sie sind Mitglied im Schildower Kreis, in dem Wissenschaftler vernetzt sind, die sich gegen die Prohibition aussprechen. Was müsste passieren, damit sich diese Haltung durchsetzt?

Es geht immer nur um Bedrohungsszenarien. Nach dem Motto: Achtung, es gibt eine neue Welle, die Jugendlichen sind gefährdet, wir müssen rigide vorgehen und das verbieten. Wenn es eine neue Substanz ist, werden einfach die Anhänge zum Betäubungsmittelgesetz geändert. Wenn man da ernsthaft Änderungen herbeiführen will, muss man erst einmal mit einer Wand der Indifferenz oder anders gelagerten Interessen rechnen. Da gibt es eine starke Dämonisierung. ←

Bitte noch einen Pilz

Manche Mediziner wollen starke Kopfschmerzen und Depressionen mit Psilocybin, Cannabis, Ecstasy und LSD lindern. Was einige Menschen begrüßen und anderen noch mehr Kopfschmerzen bereitet

Text: Kai Kupferschmidt

→ Ausgerechnet beim amerikanischen Militär hat Liz McDuffie Marihuana für sich entdeckt. Ende der 1960er Jahre unterrichtete die Amerikanerin in Heidelberg US-Soldaten, in ihrer Freizeit demonstrierte sie gegen den Vietnamkrieg. Weil sie unter schwerer Migräne litt, suchte sie verschiedene Ärzte auf, von denen ihr einer Haschisch empfahl. McDuffie ging in einen der vielen US-Clubs in Frankfurt und kaufte Marihuana. „Das hat mir die Schmerzen genommen“, sagt sie.

Heute sitzt McDuffie in einer kleinen Praxis in Pasadena in Kalifornien – und berät Patienten, die ebenfalls Marihuana nehmen wollen. Sie trägt einen orangefarbenen Schlapperpulli, ihre roten Haare hängen herab wie ein Strauß welker Blumen, auf ihrem Schoß sitzt ein kleiner Hund, den sie mit einer Hand streichelt, während sie redet. „Obwohl Haschisch in Kalifornien zu medizinischen Zwecken eingesetzt werden darf, wissen viel zu wenige Patienten, Pfleger und Ärzte, was sie dabei beachten müssen.“ Deswegen bietet McDuffie Fortbildungen an, in denen man erfährt, wie man eine Cannabis-Kooperative gründet, wie man Salben und Tinkturen mit Cannabis herstellt und welche Gesetze dabei zu beachten sind.



Ende einer „Therapiesitzung“:
Ein Berliner Arzt verabreichte zu viel Ecstasy,
was zwei Patienten das Leben kostete



Ich sehe was, was du nicht siehst:
Der US-amerikanische Psychologe Timothy Leary
pries in den Sechzigern LSD als Allheilmittel

Anfang November 2010 scheiterte der „Volksentscheid Nummer 19“ zur Legalisierung von Marihuana in Kalifornien nur knapp. Die Konsumenten und Hanfproduzenten wollten nicht weiter kriminalisiert werden, der fast bankrotte Staat erhoffte sich Steuereinnahmen. Die Debatte im Vorfeld hat auch die Verwendung von Cannabis als Medikament erneut angefacht. Den Befürwortern stehen u. a. konservative Politiker entgegen, die Angst haben, dass sich Jugendliche leichter mit Gras versorgen können, wenn es das erst auf Rezept gibt.

Auch in Deutschland wird diskutiert, seit Bundesgesundheitsminister Philipp Rösler angekündigt hat, cannabishaltige Arzneimittel zur Behandlung bestimmter Krankheiten zulassen zu wollen.

Seit Jahrzehnten gibt es auch in Deutschland immer wieder Ärzte, die in halluzinogenen Substanzen die neuen Waffen im Kampf gegen Depressionen und andere Krankheiten sehen. Zum Beispiel in dem als Partydroge der Technoszene bekannt gewordenen Ecstasy. Im Juli dieses Jahres veröffentlichte der amerikanische Psychiater Michael Mithoefer das Ergebnis einer Studie, für die er 20 Menschen behandelt hatte, die unter den Erinnerungen an ein furchtbares Erlebnis litten. Die meisten von ihnen waren Frauen, die Opfer sexueller Gewalt geworden waren, einer war Soldat im Irakkrieg. Die Patienten litten unter einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) – das heißt, sie erlebten ihre Qualen immer wieder neu, sie hatten Schlafprobleme, Angstzustände und Selbstmordgedanken. Nach Mithoefers Erkenntnis könnte eine Kombination von Therapie und der Verabreichung des Ecstasy-Wirkstoffs MDMA diesen Patienten helfen.



Die Navajo-Indianer schwören traditionell auf das Meskalin aus dem Peyotekaktus

Andere Mediziner sind da skeptisch. Simon Wesseley, Psychiater am King's College London, glaubt, dass die Studie zu klein gewesen sei, um aussagekräftige Schlussfolgerungen zuzulassen. „Meiner Erfahrung nach ist therapieresistente PTBS eine komplexe Erkrankung mit vielen Ursachen – wir sollten bei ‚Wunderheilungen‘ sehr vorsichtig sein.“

Ecstasy ist nicht die einzige Droge, für die sich Mediziner interessieren: LSD gegen Kopfschmerzen, Magic Mushrooms gegen Alkoholsucht, Ketamin gegen Depressionen, all diese Möglichkeiten wurden untersucht. Grund ist eine einfache Erkenntnis: Die psychedelischen Drogen greifen in die feine Balance von Botenstoffen im Gehirn ein. So versetzen sie die Partygänger in Euphorie – aber zunehmend auch ganz nüchterne Psychiater und Neurologen. „Das sind ungeheuer mächtige Substanzen“, sagt der britische Psychiater und ehemalige Drogenberater der britischen Regierung David Nutt. „Leider hat ihr Verbot 50 Jahre lang die Forschung behindert.“ Andere Wissenschaftler halten die Verbote und Sicherheitsbestimmungen weiterhin für dringend notwendig, da manche der Substanzen gravierende Nebenwirkungen haben.

Schon einmal wurde das Potenzial von LSD und Co beschworen. Alles begann mit einem Magic-Mushroom-Trip des Harvard-Psychologieprofessors Timothy Leary in den sechziger Jahren und endete mit seinem Rat an eine ganze Generation, Drogen zu nehmen und gesellschaftliche Zwänge abzuwerfen. Zunächst unterstützte die Universität Harvard die Forschung von Leary, der etwa untersuchte, ob Psilocybin – der Inhaltstoff mancher Pilze – die Resozialisierung von Gefangenen vorantreiben könnte. Berichte über ausufernde Drogenpartys in Learys Haus und Vorwürfe, er habe Drogen an Studenten gegeben, führten dazu, dass er seinen Job verlor.

Die von Drogenkonsum angekurbelte Gegenkultur wurde zu einem Problem für die Machthaber. „Wer sollte denn in Vietnam kämpfen? Es ging um Konformität“, sagt Nutt. Die Substanzen wurden verboten, Leary – der laut Nixon „gefährlichste Mann Amerikas“ – experimentierte weiter mit Drogen, wurde schließlich festgenommen und verurteilt, das Forschungsfeld brach zusammen. „Die Karriere vieler Forscher stand auf Messers Schneide, und sie haben sich etwas anderem zugewandt“, sagt der Psychiater John Halpern.

Ausgerechnet an einem Krankenhaus in Harvard, wo die psychedelischen Träume einst begraben wurden, könnte ihre Renaissance begonnen haben. John Halpern arbeitet am McLean-Krankenhaus der Universität und untersuchte Anhänger der Peyote-Religion. Diese Kirche, der etwa 300.000 Indianer angehören, benutzt in ihren Gottesdiensten den Peyotekaktus, der das berühmte Rauschgift Meskalin enthält. „Das waren die perfekten Menschen, um die Langzeitwirkung so einer Droge zu untersuchen“, so Halpern. „Sie haben sie über Jahre einmal im Monat zu sich genommen. Ihre Religion verbietet ihnen andere Drogen wie Alkohol.“

Halpern ließ die Peyote einnehmenden Navajo-Indianer eine ganze Reihe psychologischer Tests machen und verglich ihr Abschneiden mit dem zweier anderer Navajo-Gruppen: ehemaliger Alkoholabhängiger und Menschen, die kaum Alkohol oder andere Drogen zu sich nehmen. Das Ergebnis: Die Peyote konsumierenden Indianer schnitten so gut ab wie die Kontrollgruppe, bei den Alkoholikern hingegen waren klare Folgen ihrer Sucht festzustellen.

Dass der Umgang mit Drogen Risiken birgt, zeigt der Fall eines Berliner Arztes, der am 19. September 2009 in einer „Therapiesitzung“ zehn Patienten ein Amphetamin namens Neocor und später Ecstasy gegeben hatte. Das traurige Ergebnis: Zwei Patienten starben an dem Drogencocktail, ein weiterer lag wochenlang im Koma. „Das war ein Scharlatan“, sagt Halpern. „Diese sogenannte Therapie ist nicht zugelassen. Er hat seinen Patienten einen kaum untersuchten Stoff gegeben und dann auch noch um das Zehnfache überdosierte.“

Auch Halpern forscht zurzeit mit Ecstasy. Er untersucht, ob MDMA das psychische Leid krebserkrankter Menschen am Ende ihres Lebens mildern kann. Vor Kurzem hat er zudem eine Studie mit Menschen durchgeführt, die unter Cluster-Kopfschmerzen leiden. Diese Schmerzen sind so stark, dass sie auch als Selbstmord-Kopfschmerzen bezeichnet werden. Einige Patienten nehmen zur Linderung LSD. Zusammen mit dem Psychiatrie-Facharzt Torsten Passie testete Halpern die Substanz 2-Bromo-LSD, im Grunde ein Brom-Atom, an dem ein LSD-Molekül hängt. „Der Effekt war enorm“, sagt Halpern. „Einige der Patienten, die vorher täglich Attacken hatten, hatten monatelang keine.“ Das Besondere an 2-Bromo-LSD sei, dass es im Gegensatz zu LSD keine Halluzinationen hervorruft. „Wir wollten zeigen, dass der Effekt auf die Kopfschmerzen nicht unbedingt mit der halluzinogenen Wirkung zusammenhängt.“

Psychedelische Drogen könnten Forschern also auch nur dazu dienen, den Weg zu neuen Medikamenten zu weisen. Psychiater Nutt sieht noch einen anderen Sinn: „Wir sollten Substanzen wie Ecstasy nicht verbieten, sondern Pharmafirmen dazu bringen, besseres, sichereres Ecstasy herzustellen.“ ←

Welche Drogen
Chemiker so erfinden
fluter.de

Staat der Gewalt

Im Krieg der mexikanischen Drogenkartelle starben in den vergangenen vier Jahren mehr Menschen als im Afghanistan-Konflikt. Die Regierung scheint machtlos zu sein gegen die Macht der Narcos. Eine Reise durch ein Land auf dem Horrortrip

Text: Klaus Ehringfeld, Foto: David Rochkind





Policía
Publica Municipal 1



1 Razzia: In Mexiko lebt die Bevölkerung mit dem täglichen Krieg zwischen Polizei und Verbrechern

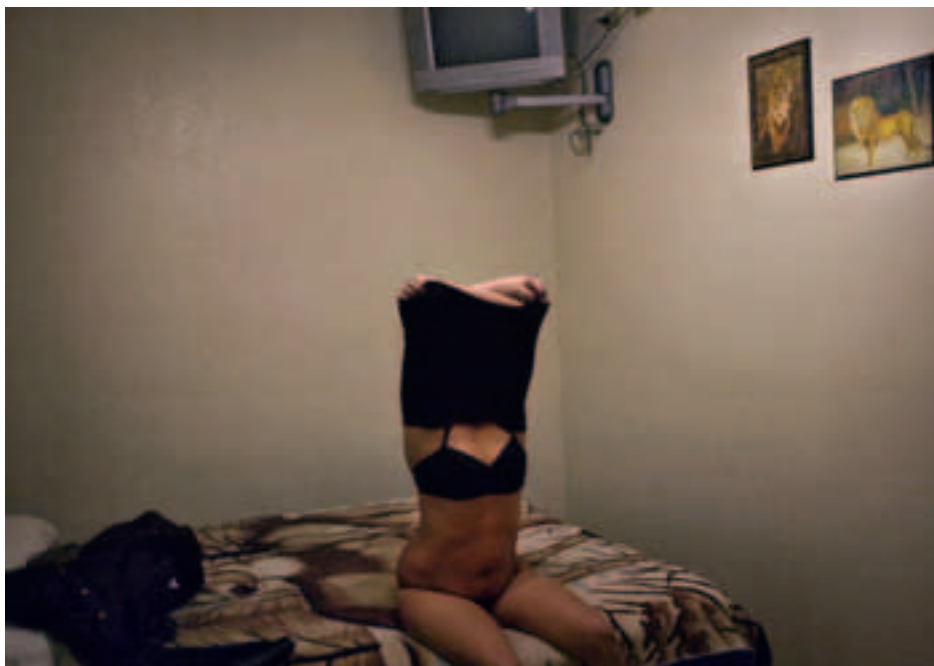
2 Zehntausende Soldaten und Polizisten hat der mexikanische Präsident in den Krieg gegen die Drogenmafia geschickt

4 Zwei Crackraucher: Nicht nur die Mordrate steigt in Mexiko, auch die Zahl der Abhängigen



3 Im Tourbus: Viele mexikanische Bands besingen die Taten der Gangster

5



5 Die Drogenkartelle kontrollieren auch das Geschäft mit der Prostitution

6 Kein festes Dach über dem Kopf: Viele Menschen sind so arm, dass sie für die Kartelle arbeiten müssen

7 Ein Drogendealer wird festgenommen und ins Gefängnis transportiert

6



7

→ Es sollte ein Signal der Stärke sein: Viele Meter hoch schlugen die Flammen, als mexikanische Polizisten und Soldaten Mitte Oktober in der Nähe der Stadt Tijuana an der Grenze zum US-Bundesstaat Kalifornien knapp 135 Tonnen Marihuana verbrannten. Es war der größte Drogenfund in der Geschichte Mexikos, nun ging er in Flammen auf – Gras im Gesamtwert von über 300 Millionen Dollar, bestimmt für die Dealer und Kiffer in den USA.

Als einen historischen Tag bezeichnete ein General vor Ort die Aktion, bei der ein Heer von Beamten zwei Tage lang medienwirksam Benzin auf die Marihuana-Pakete schüttete und sie in Brand steckte. Für den mexikanischen Präsidenten Felipe Calderón, der seine Amtszeit dem scheinbar aussichtslosen Kampf gegen die Drogenkartelle gewidmet hat, ein dringend benötigter Erfolg, der sich nur kurze Zeit später als Pyrrhussieg erwies.

Denn direkt nach der Aktion wurden in Tijuana 13 Jungen in einem Drogen-Rehabilitationszentrum erschossen, in der Stadt Tepic im Pazifikstaat Nayarit ermordeten wenige Tage später schwer bewaffnete Männer 15 Teenager, die dort in einer Waschanlage arbeiteten. Die Täter in Tijuana hinterließen eine Nachricht, in der es hieß, dass diese Morde nur die ersten von 135 seien – 135 Opfer für 135 Tonnen verbranntes Marihuana.

So ist es seit Langem: Je entschiedener der mexikanische Staat gegen die organisierte Kriminalität vorgeht, desto brutaler schlagen die Kriminellen zurück. Zu ihren Opfern gehören immer mehr Unschuldige – vor allem Jugendliche.

Vor rund vier Jahren trat der konservative Politiker Felipe Calderón sein Amt mit dem Versprechen an, die organisierte Kriminalität aus Mexiko zu verdrängen. Mehr als 50.000 Soldaten schickte er zur Unterstützung der Polizei in den Kampf gegen die Mafia-Clans, die das Land in Lateinamerika terrorisieren, aber bislang brachten mehr Sicherheitskräfte nicht mehr Sicherheit, sondern nur mehr Tote: Mehr als 10.000 Menschen sind alleine in diesem Jahr im Kugelhagel der Kartelle gestorben, 30.000 Menschen haben in diesem Krieg in den vergangenen vier Jahren ihr Leben verloren; ein Krieg, der vor allem im Norden Mexikos stattfindet, an der knapp 3.200 Kilometer langen Grenze zu den USA.

Entlang dieser Grenze zieht sich die Bundesstraße 2 durch die Wüste von Chihuahua. An ihr liegt auch die Millionenstadt Ciudad Juárez, die tödlichste Metropole Mexikos. Eine Stadt ohne Seele, geprägt von breiten Avenidas, die Fabrikhallen mit Fast-Food-Tempeln verbinden und Shopping-Malls mit Schlafstätten. Wer diese Stadt durchquert, hat das Gefühl, einen großen Vorort zu passieren, ohne jemals irgendwo anzukommen.

Vier Grenzübergänge verbinden Juárez mit dem texanischen El Paso, umgeben ist die Stadt von sandigem, windigem und verlassenem Niemandsland – einem Paradies für Schmuggler, die hier ihre Flugzeuge mit Drogen für den Nachbarn im Norden vollpacken.

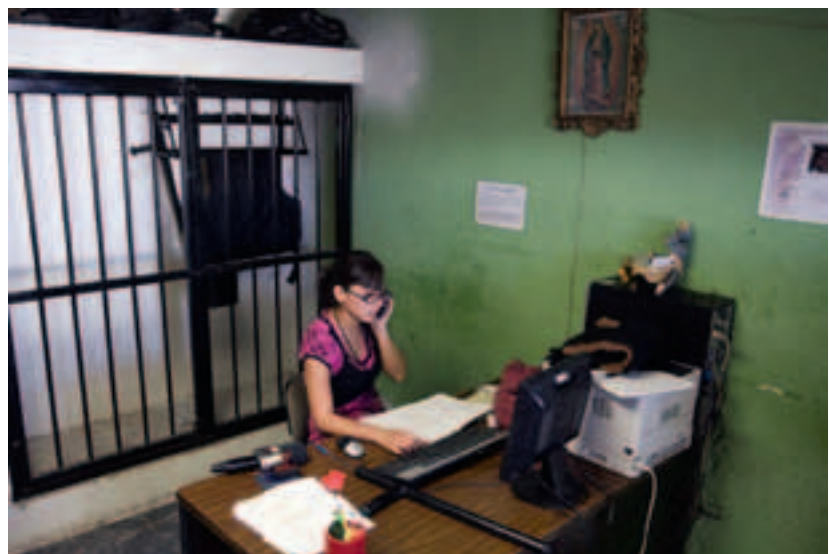
Seit den neunziger Jahren dominierte in Juárez das gleichnamige Kartell unter Führung von Amado Carrillo, dem sagenumwobenen „Señor de los Cielos“, dem Herrn der Himmel. Carrillo setzte als Erster Flugzeuge ein, um das Rauschgift in die USA zu bringen. 1997 starb er auf einem OP-Tisch in Mexiko-Stadt, als er sich ein neues Gesicht machen lassen wollte.

Sein Tod hat Ciudad Juárez ein neues Antlitz gegeben, eine noch brutalere Visage, eine Fratze mörderischer Gewalt. Zehn Menschen sterben durchschnittlich pro Tag, am Wochenende meist doppelt so viele. Die Pistoleros strecken ihre Opfer beim Friseur nieder, verfolgen sie bis ins Krankenhaus oder erwischen sie da-

heim beim Fernsehabend. Manchmal werden auch Beerdigungsinstitute zum Tatort, wenn die Killer auch noch die Angehörigen während der Trauerfeier töten.

Seit Carrillos Tod tobt der Kampf zwischen dem Juárez- und dem Sinaloa-Kartell, der mittlerweile mächtigsten Mafia Mexikos. Beide teilen sich mit fünf weiteren Kartellen den Drogenmarkt auf. Nach Erkenntnissen der US-Fahnder ist Mexiko Drehkreuz für 60 bis 90 Prozent des in den USA konsumierten Kokains, das vor allem aus Kolumbien, aber auch aus Peru oder Bolivien stammt. Zudem versorgen die Kartelle den US-Markt mit Marihuana, Heroin und synthetischen Drogen. Ein Geschäft von rund 100 Milliarden US-Dollar, das sind mehr als elf Prozent des mexikanischen Bruttoinlandsprodukts.

Es ist nicht nur der riesige Konsumentenmarkt für Drogen, den Mexiko vor der Tür hat, der das drittgrößte Land Lateinamerikas zu einem idealen Spielfeld für die organisierte Kriminalität macht. Es ist auch der Umstand, dass die Macht der Kartelle längst in die staatlichen Institutionen eingesickert ist. Diejenigen, die eigentlich die Menschen schützen sollen, sind oft selbst kriminell. Weil jede Gemeinde ihre eigenen Polizisten hat, stellt die relativ integre Bundespolizei nur 35.000 von landesweit 427.000 Ordnungshütern. Die anderen gehören den Gemeinden an, sind oft schlecht ausgebildet und leicht von der Mafia zu bestechen



Weil niemand den Job machen wollte, wurde die erst 20-jährige Maricol Valles Polizeichefin in einem kleinen Ort

Besonders häufig ermorden die Todesschwadron der Drogenmafia Unschuldige und Jugendliche

oder erpressbar. Selbst die Staatsanwaltschaft arbeitet nicht unabhängig, eher ist die Korruption auch in ihren Reihen an der Tagesordnung. Die Organisation Transparency International listet Mexiko in ihrem aktuellen „Corruption Perception Index“ auf Rang 98 von 178 untersuchten Ländern. Zwar wurden zwischen Dezember 2006 und März 2010 über 120.000 verdächtige Personen verhaftet, verurteilt wurden bis zum Februar dieses Jahres aber nicht mal 1.000.

Eine knappe Stunde Fahrt von Ciudad Juárez liegt der Ort Praxedis G. Guerrero: rund 8.500 verängstigte Einwohner, ein erschossener Polizeichef, ein getürmter Bürgermeister und mittendrin Marisol Valles, die vielleicht mutigste Frau Mexikos. Die 20-Jährige wurde in den vergangenen Wochen zu einer kleinen Berühmtheit, weil sie einen Job macht, den niemand wollte, den des Polizeichefs von Praxedis. Die Männer, von denen hier viele machohaft Cowboystiefel und -hüte tragen, hatten vorsichtshalber weggeschaut, als der neue Bürgermeister José Luis Guerrero den Posten zu vergeben hatte. Nur Marisol Valles zögerte nicht, obwohl sie einen Mann und einen sieben Monate alten Sohn hat.

Wirklich qualifiziert ist sie nicht für den Job: Ihr Examen im Fach Kriminologie will sie erst in diesem Jahr machen. Eine Waffe trägt sie auch nicht, auf Leibwächter verzichtet sie. „Am Anfang war mein Mann nicht begeistert, er hat da schon ein bisschen geschluckt“, sagt die junge, dunkelhaarige Frau mit der strengen Brille. „Aber jetzt geht es. Ich habe ihm von meinen Ideen erzählt, und nun tragen wir das als Familie.“

Ihre Ideen, sie klingen noch etwas wie die Wahlkampfversprechen eines Politikers: „Ich will den Menschen in meiner Gemeinde das Vertrauen und die

Ruhe zurückgeben.“ Beides haben ihnen die einheimischen Rauschgiftbarone aus Ciudad Juárez und deren Rivalen aus Sinaloa genommen. Im Tal von Juárez, zu der die Millionenstadt und das weite Hinterland gehören, beklagt man jedes Jahr knapp 3.000 Opfer. In dem Dorf Praxedis G. Guerrero sind es seit Jahresbeginn schon 17 Tote.

Die Opfer all dieser Bluttaten sind oft kaum so alt wie Marisol Valles, die 13 Mitarbeiter hat – zehn davon Frauen –, ein Polizeiauto und drei Mopeds. Schon angesichts dieser bescheidenen Mittel gegen die waffenstarrende Übermacht der Gangster sieht sie sich eher als eine Art Sozialarbeiterin: „Wir gehen von Haus zu Haus und reden mit den Familien, ermuntern sie, schaffen Vertrauen. Mein Job ist weniger, Verbrechen zu verfolgen, als vielmehr zu verhindern, dass Verbrechen geschehen.“ Ansetzen will sie daher bei den Kindern und Jugendlichen – viele der Erwachsenen stecken selbst schon zu tief im Drogensumpf. „Die Menschen gehen nicht mehr auf Feste oder sonntags auf den Gemeindeplatz, sie gehen nicht mehr zum Fußball. Das will ich ändern.“ Ob sie selbst Angst hat? „Natürlich“, sagt sie, „das gehört hier überall dazu.“

Keine Angst mehr zu haben bedeutet in Mexiko nichts Gutes. Denn keine Angst haben hier oft Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben, weil ihr Leben bereits zerstört ist. Wie das Leben von Luz Maria Dávila. Die 43 Jahre alte Frau sitzt an ihrem Küchentisch, den Blick auf die abwaschbare Tischdecke mit den Blumenmotiven gesenkt. Sie erzählt, bis die Tränen ihre Erzählung erstickten. Sie hat Alpträume, aus denen sie nachts hochschreckt, immer dann, wenn sie im Schlaf wieder den unverwechselbaren Soundtrack zum ewig gleichen Horrorfilm hört: erst die Salven aus automatischen Gewehren, dann quietschende Reifen, der kurze Moment der Stille, bis die Schreie einsetzen.

Der mexikanische Drogenkrieg hat sich mit all seiner Grausamkeit und Absurdität in ihr Leben gedrängt und das ihrer Söhne Marcos, 19, und José Luis, 16, ausgelöscht. An einem Samstagabend Anfang dieses Jahres feierten sie im Arbeitervorort Villas de Salvarcar mit rund einem Dutzend anderer Jugendlicher eine Geburtstagsparty, als gegen 22.30 Uhr sechs

Killer in drei Pick-up-Trucks vorfuhren und die Gäste mit ihren automatischen Gewehren niedermähten. Ihr jüngstes Opfer war 13 Jahre alt. 150 Meter entfernt von diesem Massaker schaute Luz María eine Telenovela, als sie die tödlichen Schüsse hörte. Am Tatort fand sie ihren älteren Sohn tot, begraben unter zwei blutüberströmten Leichen. „Der Kleine hatte 18 Kugeln im Bauch und eine im Kopf, er starb am anderen Tag“, sagt sie und rettet sich für einen Moment in die Nüchternheit der Gerichtsmediziner. Luz María Dávila hebt den Blick, es liegt Wut darin. Nicht nur auf die Mörder ihrer Söhne, die frei herumlaufen, sondern auch auf die Politiker, die das Morden nicht stoppen können. Vor allem auf den Präsidenten Felipe Calderón.

Denn zunehmend breitet sich der Albtraum eines Staates, der die gesellschaftliche Ordnung nicht mehr aufrechterhalten kann, auch in anderen Teilen des Landes aus. Neulich wurden mehrere Jugendliche in Tepito, einem der gefährlichsten Viertel von Mexiko-Stadt, ermordet. Es waren vermutlich kleine Dealer, die auf der Lohnliste eines konkurrierenden Kartells standen. Für die einen war es nur ein weiteres Gewaltverbrechen in der Neun-Millionen-Stadt. Für andere war es der Beweis, dass der Drogenkrieg jetzt auch in der Hauptstadt angekommen ist.

Und es sieht nicht so aus, als wäre er bald vorüber. Die von Präsident Calderón angestrebte Vereinheitlichung der Polizei findet im Parlament keine Mehrheit, allzu viele Gemeindepräsidenten und Gouverneure lassen sich die Gefügigkeit ihrer Polizisten vergelten. Am fehlenden politischen Willen aller Parteien scheitert auch die effektive Bekämpfung der Geldwäscherei. Die Geldströme, mit denen Beamte, Waffen und Mörder gekauft werden, fließen fast ungehindert weiter. Und was sagt Calderón zu den 30.000 Toten, die der Drogenkrieg bislang gefordert hat? Die Zahl, so der Präsident, werde wohl noch eine Weile ansteigen. ←

Zuhören, schauen,
helfen. Was
machen eigentlich
Drugscouts?
fluter.de

Heiße Ananas

Vom Hamburger Hafen aus fährt der Lkw nach Duisburg, dann rollt er über die niederländische Grenze. Das Versteck ist hinter einer Ladung Früchte. Die Fahnder schlagen nicht sofort zu. Sie warten auf den richtigen Moment. Alltag im Leben eines Mannes vom Zoll

Text: Stefan Krücken

→ Etwas stimmt nicht mit Container 5861402, der auf einem Frachtschiff aus Tema, einem Hafen im westafrikanischen Ghana, in Hamburg ankommt. Als Absender steht eine dubiose Firma namens „Olympa Farms“ in den Papieren, über die im Internet und in Registern nichts zu finden ist, der Empfänger soll angeblich eine Modeboutique in 64295 Darmstadt sein. Inhalt: 18,2 Tonnen Ananas. „Früchte für eine Boutique? Wir ließen die Kiste sofort in die Prüfanlage bringen“, sagt Jan Albers, 42, ein Fahnder mit glattrasiertem Schädel auf kantigem Körper, und schiebt eine Röntgenaufnahme über seinen Schreibtisch.

Die Aufnahme zeigt Kisten im vorderen Teil des Anhängers, die rötlich schimmern und so gestapelt sind, dass sie andere Kisten im hinteren Bereich verdecken: ein Hinweis, dass etwas versteckt werden soll. Die Zollfahnder brechen den Container auf. „Wir mussten mehrere Stunden lang einen Gang durch Ananasberge graben“, erklärt Albers. Was sie schließlich am kalten Morgen des 5. Dezember 2008 entdecken, ist der größte Drogenfund des Zollfahndungsamtes Hamburg in den vergangenen 15 Jahren: 5.500 Kilo Marihuana und 18 Kilo Haschischöl, Drogen im Marktwert von knapp 28 Millionen Euro. Damit beginnt die Jagd nach der Rauschgiftbande.

Jan Albers ist ein falscher Name, eine genaue Beschreibung des Zolloberinspektors soll es in dieser Geschichte nicht geben, und Fotos, auf denen er zu erkennen

wäre, sind nicht erlaubt. Albers, ein Drogenfahnder, arbeitet gegen die organisierte Kriminalität, gegen international verzweigte Kartelle, das kann gefährlich sein. Fast immer trägt er eine Waffe, hat eine Sonderausbildung in Selbstverteidigung durchlaufen. „Die Gegenseite hat ihre eigene Aufklärung“, berichtet er. Mancher Einsatz gerät zu einer Art Spiel von Räuber und Gendarm, Verfolgungsjagden nicht ausgeschlossen.

Offenbar hatten die Schmuggler von Container 5861402 darauf vertraut, dass ihre Lieferung in der Masse von rund 20.000 Containern, die jeden Tag im Hamburger Hafen umgeschlagen werden, nicht weiter auffällt. Das Zollfahndungsamt Hamburg, das alle deutschen Hochseehäfen überwacht, überprüft systematisch die Ladungen der Schiffe, sieht sich Absender, Adressat und Warenart genau an und ist besonders aufmerksam bei Sendungen aus verdächtigen Ländern: Aus südamerikanischen Häfen geht, man ahnt es, häufig Kokain auf die Reise, aus Jamaika kommt Haschisch, und in Westafrika existieren diverse „Orte ohne Fahndungsdruck“, wie es die Ermittler nennen. Das heißt: In diesen Häfen arbeiten die Kriminellen partnerschaftlich mit den örtlichen Behörden zusammen.

Die „Ermittlungsgruppe Hafen Hamburg“, eine Spezialeinheit des Zolls, hat in den vergangenen zehn Jahren nur in Hamburg mehr als 61 Tonnen Rauschgift aufgespürt, insgesamt 2,1 Milliarden Zigaretten und mehr als 350 Container mit gefälschten Sportschuhen. Auch in den

1.383

Kilogramm Amphetamin und Methamphetamin wurden 2009 konfisziert

Seehäfen von Bremerhaven, Kiel, Lübeck und Rostock arbeiten Ermittlungsgruppen. Kokain und Amphetamine, die aus dem Baltikum eingeschmuggelt werden, wurden zuletzt besonders häufig sichergestellt. Als Folge der Weltwirtschaftskrise kamen 2008 und insbesondere 2009 deutlich weniger Container in Hamburg an als in den Jahren zuvor – die Statistik der Fahnder des Zolls ist also nur bedingt aussagekräftig.

Was die Lieferung der „heißen Ananas“ betrifft, entschließen sich die Ermitt-

ler, erst gar nicht die Kollegen im ghanaischen Tema um Amtshilfe zu bitten. Sie beschlagnahmen den Großteil der Drogen. Ihr Plan: den Hintermännern eine Falle zu stellen. Der Container wird freigegeben, als sei damit alles in Ordnung. Eine Observationseinheit, die darin geschult ist, Personen oder Gegenstände zu verfolgen, bezieht Posten. Die Fahnder hören fortan das Telefon von Satbir K. ab, an den der Container adressiert war. Satbir, 49, der aus Indien stammende Betreiber der Phantom-Boutique, wählt mehrfach eine Nummer, die, wie sich später

96.634

Anzahl der 2009 sichergestellten Cannabispflanzen

herausstellen soll, Quamar Z. gehört, einem 45-jährigen Pakistani im mittelenglischen Bradford. Quamar Z. wird seit Langem verdächtigt, Teil einer internationalen Drogenbande zu sein.

Container 5861402 verlässt am Vormittag des 15. Dezember 2008 den Freihafen, verfolgt von einer Observationseinheit des Zolls in unauffälligen Autos. Die Fahrt geht nach Westen, Richtung Bremen auf der Autobahn 1. In diesen Stunden werden die Nerven der Fahnder besonders strapaziert: Sie dürfen nicht auffallen, den Lastwagen andererseits nicht aus den Augen verlieren, was sich besonders in Ballungsgebieten wie dem Ruhrgebiet, in dem es nie weit ist bis zur nächsten Abfahrt, schwierig gestaltet. „Fünf Minuten genügen, und ein Laster ist verschwunden“, berichtet Albers. Die Verfolger müssen sich auch darauf einstellen, von den Kriminellen beobachtet und sogar abgedrängt zu werden. Sobald eine Landesgrenze naht, kommt es auf jede Minute an, die Kollegen im Ausland um Verstärkung zu bitten, denn hier endet auch in der Europäischen Union die Kompetenz des Zollfahndungsamtes Hamburg. Für Ermittler ist die Situation schwierig: Die bürokratischen Schwellen sind hoch, und wer es im Nachbarland, das den Fall übernehmen soll, mit einer unterbesetzten oder lustlosen Abteilung zu tun bekommt, hat es schwer. Weshalb Drogenbanden ihre Wege oft so planen, dass die Container verschiedene Grenzen in kurzer Zeit passieren.

Die Fahnder, die hinter Container 5861402 her sind, wundern sich, denn es ist keine Route zu erkennen; anscheinend kennt auch der Fahrer der Spedition den Weg nicht so genau, denn man beobachtet mehrfach, wie er mobil telefoniert und Straßenkarten studiert. Am Abend stellt er den Container in einem Gewerbegebiet von Duisburg ab. „Nun galt es für uns, rasch eine Ablösung zu organisieren, die das Objekt weiter beobachtet“, sagt Albers. In Autos verbringen Fahnder die Nacht. Nichts Verdächtiges passiert. Am nächsten Morgen fährt der Laster weiter, in westlicher Richtung aus dem Ruhrgebiet hinaus in die Niederlande. Einheiten des niederländischen Zolls übernehmen die Beobachtung. Der Laster rollt in den Hafen von Rotterdam und auf eine Fähre. Zielhafen: Hull, Nordengland.

Im „Turm“, wie die Hamburger Einsatzleitung im Fahnderjargon heißt, ruft man die englischen Kollegen der Serious and Organised Crime Agency (Soca) zur Unterstützung. Als die Fähre nach einer Nacht auf der Nordsee um 10 Uhr in England festmacht, übernehmen Soca-Einheiten die Verfolgung des Lasters. Sie beobachten, wie der Fahrer nahe Bradford anhält. Ein Sportwagen fährt heran, ein



Hinter den Südfrüchten verbargen sich die Kisten mit dem Marihuana

weißer Mercedes, am Steuer ein Mann mit Kaschmirmantel und buntem Schal, der offenkundig Wert auf eine gut geföhnte Frisur legt. Man kann den Mann später als Quamar Z. identifizieren. Nach dem kurzen Treffen, in dem der Fahrer Instruktionen erhält, braust der Sportwagen davon. Der Truck wird von einem Ford Transit in ein Gewerbegebiet von Bradford gelotst.

Als sechs Männer damit beginnen, die Packungen mit Ananas auszuladen, schlägt eine Spezialeinheit zu. Die Bande leistet keinen Widerstand. In den Vernehmungen stellt sich heraus, dass es sich um Handlanger handelt und der Trucker keine Ahnung hatte, was er durch Europa kutscherte; alleine der Fahrer des Transit, Michael D., räumt ein, bereits in einem anderen Fall größere Mengen Marihuana für einen Asiaten namens „Si“ entladen und im Norden Englands verteilt zu haben. Ein Gericht wird ihn dafür zu neun Jahren Gefängnis verurteilen.

Was die Fahnder alarmiert: Quamar Z., der entkommen konnte, berichtet zwei Tage nach den Festnahmen in einem Telefonat mit Satbir K. in Deutschland, dass sechs weitere Container mit ähnlichem Inhalt unterwegs nach Europa seien. Satbir K., der Darmstädter, macht ihm weis, er könne das beschlagnahmte Marihuana wiederbeschaffen, und kassiert dafür eine Überweisung von 8.200 Euro. Er fingiert für diese Summe einen Transport – und ruft an mit der Entschuldigung, auch diesmal sei die Polizei schneller gewesen. Ende März 2009, als klar scheint, dass keine weiteren Lieferungen unterwegs sind, nimmt die Polizei Satbir K. in Hessen fest. Quamar Z., der zwischen durch nach Pakistan geflogen war, wird kurz darauf bei der Einreise nach England verhaftet. „Er hatte noch immer keine Ahnung, dass wir an ihm dran waren“,

berichtet Albers erfreut. Nach mehr als vier Monaten ist eine Operation, an der mehr als 100 Beamte in drei Ländern beteiligt sind, vorerst abgeschlossen. Ein Hamburger Gericht verurteilt Satbir K. zu sechs Jahren und Quamar Z. zu acht Jahren Haft.

Sind Sie zufrieden, Zolloberinspektor Albers? Er nickt vorsichtig, er wirkt etwas zögerlich. Klar scheint, dass in Afrika weitere Täter beteiligt sein müssen, doch die Verurteilten schweigen in den Vernehmungen. „Fünfeinhalb Tonnen Marihuana fallen nicht vom Himmel, die hat jemand gesammelt und durch die halbe Welt geschifft“, meint er. „Wir haben das mittlere Management abgefischt. Mal wieder.“ Es klingt etwas deprimiert, wie er das sagt. Wo aber stecken die Hintermänner, wer organisiert die großen Deals? Al-

1.707

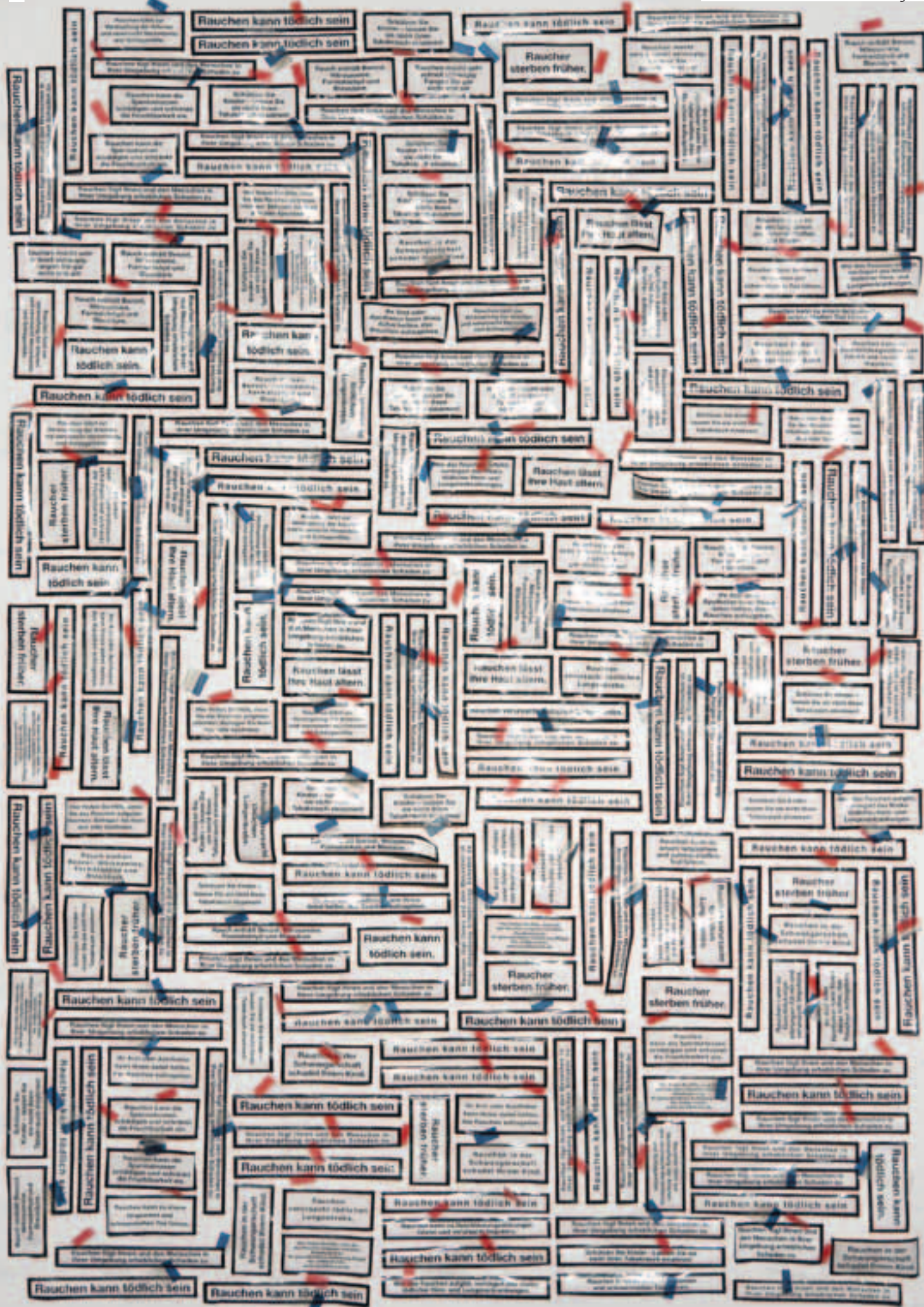
Kilogramm Kokain wurden
2009 beschlagnahmt

bers möchte sich dazu nicht zitieren lassen. Aus Ermittlerkreisen ist zu erfahren, dass sich allzu mutige Aussagen negativ auf die Karriere auswirken können. Man habe es mit Wirtschaftsbossen zu tun, die wegen ihrer guten Kontakte zur Politik nahezu unantastbar seien, ist zu erfahren. In ausländischen Banken, vor allem in der Schweiz, stelle man keine Fragen, woher die hohen Überweisungen kommen.

„Wir treten einigen bösen Jungs auf die Füße, das ist Motivation genug“, sagt er. Dann ist das Gespräch beendet. Auf Albers wartet eine Menge Papierkram, Berichte über den letzten Einsatz, und am Wochenende steht eine Observation an. „Größere Sache“, murmelt Albers noch, und dann ist er schon auf dem Flur. ←



Der amerikanische Präsident Nixon gründete im Jahr 1973 eine eigene Sondereinheit, die den Kampf gegen Drogen führen sollte. Die Drug Enforcement Administration, oder kurz: DEA, verfügt über 5.235 Spezialagenten und Außenstellen in 63 Ländern. Die weltumspannenden Einsätze gegen das Drogenproblem stoßen aber nicht nur auf Sympathie. Immer wieder kritisieren ausländische Regierungen die DEA wegen ihres aggressiven Vorgehens.



Schall und Rauch

Die Tabaklobby krebst auch ganz schön rum: Nichtraucher-gesetze und Schmuggelware machen den Konzernen das Leben schwer. Ausflug in eine gebeutelte Branche

Text: Oliver Geyer, Illustration: Björn Wiede

Die Lobby wäre stolz: So schön arrangiert verlieren die Warnhinweise glatt ihren Schrecken

→ Im Berliner Admiralspalast haben sich die üblichen Verdächtigen versammelt – also alle, die froh sind, wenn es in Laufweite des Regierungsviertels abends noch etwas zu tun und später auch zu essen gibt: Abgeordnete, Journalisten sowie Mitarbeiter irgendeines Lobbyverbands. Diesmal kommen sie vom DZV, dem Deutschen Zigarettenverband. „Genuss braucht Verantwortung“, prangt auf dem am Rande der Bühne aufgespannten Banner, und auch den ausgelegten Werbebrotschüren ist diese nebulöse Kernbotschaft zu entnehmen. Doch mehr Zuspruch als das Prospektmaterial finden an diesem Abend die kostenlosen Kippen. Oben auf der Bühne redet der Springer-Journalist Claus Strunz mit dem journalistischen Dampfplauderer Michel Friedman extra nicht übers Rauchen.

„Diese Veranstaltungen gehören auch zu unserer neuen Policy“, sagt Verbands-sprecher Peter Königsfeld, während er einen gesunden Obstsalat isst. „Parlamentarischen Abende, auf denen immer nur über Zigaretten gesprochen wurde, wird es mit uns nicht geben.“ Königsfeld erscheint zum Interview im hinteren Teil des Café Einstein Unter den Linden, wo täglich die Interessenvertreter der großen Industrieverbände auf Abgeordnete, Staatssekretäre und Ministerialbeamte einwirken. „Wir wollen keine Politik hinter verschlossenen Türen machen“, sagt Königsfeld, der früher bei der „Bild“-Zeitung arbeitete, „wir sind eine kritische Branche, aber in die Schmutzdecke lassen wir uns nicht stellen.“

Königsfeld vertritt die Interessen von fünf großen Tabakunternehmen in Deutschland, die auf einen gemeinsamen Marktanteil von 60 Prozent kommen. Er stellt sein tägliches Wirken ganz in den Dienst der Zigarette, eines Produktes, das die sichere Abkürzung in Richtung Tod bietet. So sehen das zumindest die Kritiker. Die „Antis“, wie Königsfeld sie gelegentlich nennt. Etwa 650.000 Menschen sterben laut einer Veröffentlichung der Europäischen Kommission aus dem Mai dieses Jahres allein in der EU jährlich an den Folgen des Tabakkonsums. Die Weltgesundheitsorganisation WHO beziffert die Menschen, die in der 53 Staaten umfassenden Europäischen WHO-Region pro Jahr an den Folgen des Tabakkonsums sterben, auf 1,6 Millionen pro Jahr, weltweit rafft das Nikotin pro Jahr mehr als fünf Millio-

nen von den mehr als eine Milliarde Rauchern dahin. „Mich reizt die Herausforderung, für eine Branche zu arbeiten, in der ich den Wind massiv von vorne bekomme“, so Königsfeld, „wo es gilt, im Spannungsfeld von legalen und illegalen Drogen klar Stellung zu beziehen.“

Kommen-wir-zur-Sache-mäßig schiebt Peter Königsfeld seinen Obstsalat beiseite. „Zigaretten sind ein kritisches Produkt, das mit Vorsicht zu genießen ist. Und deshalb braucht man Aufklärung, genau wie bei Alkohol, Lotto und Computerspielen. Da übernehmen wir Verantwortung, aber gleichzeitig ist auch klar: Wir sind ein Industrieverband, der ein legales Produkt vertreibt, mit einem klaren wirtschaftlichen Interesse. Noch einmal: Ein legales Produkt braucht auch Spielraum für Wettbewerb.“ „Noch einmal“ sagt Herr Königsfeld oft. Wie jemand, der ständig annehmen muss, dass die Menschen ihn nicht verstehen wollen.

Die Branche macht harte Zeiten durch – weltweit. Vorbei die Jahre, als der Zeitgeist und die Tabakbranche noch an einem Strang zogen. In Talkshows waren vor lauter Zigarettenrauch die Talkgäste kaum zu erkennen, und in der Reklame stimmte das süße Cartoon-Kamel von Camel die Kleinsten schon mal röhrend auf die Genüsse des Erwachsenseins ein. Der Zigarettenautomat hing gleich draußen an der Schule. Davon ist nicht viel übrig geblieben: ein bisschen Reklame im Kino, auf Plakaten und an den Verkaufspunkten, die traurig gegen die martialischen Warnhinweise auf den Packungen anwirbt – Bildhinweise mit Raucherbeinen und Krebsgeschwulsten sind schon geplant. „Wir wollen das Rad der Zeit gar nicht zurückdrehen. Aber wir appellieren an den Staat, es dabei jetzt auch zu belassen“, sagt Königsfeld.

Strenge Nichtraucher-gesetze gibt es mittlerweile selbst in Ländern wie Irland oder Italien, wo die Menschen früher mit der Kippe an der Fleischtheke standen. Und in Deutschland darf seit Neuestem nicht mal mehr in bayerischen Bierzelten geraucht werden.

Griffen im Jahr 2001 noch 27 Prozent der Jungen und 28 Prozent der Mädchen zwischen 12 und 17 zur Kippe, sind es heute nur noch 15 beziehungsweise 16 Prozent. Von 145,1 Milliarden im Jahr 2002 fiel die Zahl der verkauften versteuerten Zigaretten auf 86,6 Milliarden in 2009.

300 bis 400

Menschen sterben in Deutschland pro Tag
an den Folgen des Tabakkonsums

86.600.000.000

versteuerte Zigaretten wurden im vergangenen Jahr
in Deutschland verkauft, im Jahr 2002 waren es noch
145,1 Milliarden

13.400.000.000

Euro hat der Staat 2009 an der
Zigarettensteuer eingenommen

Schuldige dafür hat der DZV schon ausgemacht. Auf seiner Website liest man viel vom zunehmenden Zigaretten-schmuggel und den steigenden Tabaksteuern. Knapp 13,4 Milliarden Euro hat der Staat im vergangenen Jahr kassiert, und nur zu gern werden neue Löcher im Bundeshaushalt mit weiterem Geld der Raucher gestopft.

Obwohl der Verband viel von Verantwortung spricht, sucht man wissenschaftliche Studien zur Gesundheitsgefährdung durch das Rauchen auf der Website vergeblich: „Das ist auch die Policy des neuen Verbandes“, sagt Königsfeld. „Wir lassen uns nicht auf einen Gutachterstreit ein. Es würde wenig Sinn machen, da ein medizinisches Gutachten hinzustellen, das, grob formuliert, sagt: ‚Rauchen ist nicht schädlich.‘ Egal welches Gutachten wir vorlegen würden, wir bekämen immer vorgehalten, dass wir dieses Gutachten gekauft hätten. Sie können jedes medizinische Gutachten mit einem zweiten aushebeln. Diesen Streit kann keine Seite gewinnen.“

Die 2007 aufgelöste Vorgängerorganisation des DZV, der Verband der Cigarettenindustrie (VdC), ging mit Gutachten weniger zimperlich um. Nach Erkenntnis-

sen des Center for Tobacco Control, Research & Education an der University of California unterdrückte der VdC seit den frühen siebziger Jahren unliebsame Forschungsprojekte. 2006 konnte die Tabaklobby noch einen letzten Coup landen: Sie schleuste einen eigenen Entwurf für ein Nichtraucherschutzgesetz im Originalwortlaut und inklusive Rechtschreibfehlern bis ins Gesetzgebungsverfahren. Damit folgte die deutsche Tabaklobby nur der Gangart ihrer US-amerikanischen Vorbilder: Wie im Rahmen der Zivilklage der US-Regierung gegen die US-Tabakindustrie 2006 aktenkundig wurde, bildeten die Konzerne ein Kartell, das sich der systematischen Verbreitung von Unwahrheiten verschrieben hatte. Deren größte hatten die Tabakbosse noch 1994 im Rahmen der Waxman-Hearings unter Eid beschworen: „Nikotin macht nicht süchtig.“

Heute gibt sich der DZV dafür besonders korrekt. „Eine Grüne als Lobbyistin für die Tabakindustrie kann nur gut für das Image sein, werden sich die Manager aus der Tabakindustrie gedacht haben“, so kommentierte die „Taz“ die Ernennung von Marianne Tritz, die früher mal gegen den Castor-Transport protestierte, zur Geschäftsführerin des Verbands. Weder Tritz noch Königsfeld sind Raucher.

Ist der böse alte Lobbyismus damit ganz der Soft Power gewichen? Besonders mächtig scheint die Tabaklobby in der Tat nicht mehr zu sein. Dem jüngsten Beschluss zur Steueranhebung hatten Tritz und ihre Mannen jedenfalls nicht viel entgegenzusetzen. „Alles, was wir tun können, ist darauf hinzuweisen, was das Umsetzen der Extremstvorschläge für die Branche bedeuten würde“, sagt Königsfeld. Laut Branchenbeobachtern verschwenden die Tabakmultis an die siehenden Absatzmärkte der Heimat sowieso keine großen Gedanken mehr – und setzen längst auf den zunehmenden Schmach Lateinamerikas und Asiens.

Was bleibt nichtrauchenden Tabaklobbyisten, die Jugendliche eindringlich vor dem eigenen Produkt warnen, überhaupt noch anzukreiden? Vielleicht, dass sie ihre Warnungen nicht in der offiziellen Kommunikation des Verbandes offen aussprechen?

Entsteht nicht der Eindruck von Unbedenklichkeit, wenn man beim DZV überall „Genuss braucht Verantwortung“ liest, aber kein Wort über die Gesundheitsschädlichkeit? Peter Königsfeld rührt in seinem Tee. „Wir wenden uns nur an erwachsene, aufgeklärte Konsumenten“, antwortet er wie gedruckt. „Denen trauen wir zu, das frei zu entscheiden. Wir beide wissen, dass übermäßiger Alkoholkonsum

**Die Zeiten, in denen
man die Gäste in
Fernsehtalkshows vor
lauter Qualm nicht
erkennen konnte, sind
lange vorbei**

oder zu viel fetthaltiges Essen auch nicht gut für eine ausgewogene Ernährung sind.“ Aber was sagen Sie den immerhin 15 Prozent der Jugendlichen, die das Rauchen eher irrational als symbolische Abkürzung zum Erwachsenwerden sehen? „Da setzen wir auf verantwortungsvolle Eltern, die ihre Kinder über die Gefahren aufklären. Mein Vater war da ganz pragmatisch. Er hat mich probieren lassen, und ich habe dann, auf Deutsch gesagt, gekotzt. Damit war das Thema für mich durch. Unsere Message an Jugendliche ist, gar nicht erst anzufangen.“ ←

1 von 3

„Kein Ausweis, kein Gras“

Ken, 29, ist vor zehn Jahren aus Nigeria nach Deutschland gekommen, um Geld zu verdienen. Seine Familie denkt, er mache in Europa Karriere. Tatsächlich steht er aber fast jeden Tag in einem Berliner Park und verkauft Gras. Im späten Herbst trägt er gegen die Kälte eine dicke Jacke und eine Wollmütze. An seinem Ohr klemmt ein Bluetooth-Headset, mit dem er und die anderen Dealer im Park einander jederzeit schnell erreichen können, falls es mal Ärger geben sollte

Interview: Nana Gerritzen, Illustration: Human Empire



Hast du dir dein Leben in Deutschland so vorgestellt, dass du Drogen verkaufst?

Nein, natürlich nicht. Ich wollte eine ehrliche Arbeit finden und Geld verdienen. In Afrika denken alle, es sei total einfach, hier das ganz große Geld zu machen. Deshalb war mein einziges Ziel, nach Europa zu kommen. Ich war mir sicher, dass sich alles Weitere schon finden würde.

Und warum dealst du dann?

Ich muss essen und leben und meine Rechnungen bezahlen. Ich muss meiner Familie in Nigeria Geld schicken. Außerdem habe ich selbst zwei Kinder hier. Mein Sohn ist neun, und meine Tochter ist zwei. Das Leben ist teuer. Und es ist eben doch nicht so einfach, in Deutschland viel Geld zu verdienen.

Wissen deine Familie in Afrika und deine Familie hier, dass du Drogen verkaufst?

Nein, das weiß niemand, auch die meisten meiner Freunde nicht. Das behalte ich für mich.

Was erzählst du ihnen dann, wo das Geld herkommt und wo du hingehst?

Ich habe noch einen richtigen Job. Ich arbeite in einem Hotel, mache dort die Betten und so. Hier stehe ich jeden Tag nur ein paar Stunden, bevor ich zu meiner anderen Arbeit gehe. Mit dem Dealen verdiene ich mir etwas dazu.

Was verkaufst du hier eigentlich?

Nur Gras. Härtere Drogen würde ich nicht verkaufen, das ist mir zu gefährlich. Da kriegt man nur Ärger mit den Polizisten.

Hattest du mit denen schon mal Ärger?

Normalerweise nicht, die sind eigentlich sehr freundlich zu uns. Die wissen, was wir hier machen, das ist ja kein Geheimnis. In diesem Park wird seit 30 Jahren mit Gras gedealt. Die sind froh zu wissen, dass hier außer Gras nichts verkauft wird, und wir sind froh, weil sie uns weitestgehend in Ruhe lassen. Aber vor einiger Zeit haben die uns intensiver beschattet als sonst, weil es zunehmend Probleme mit kiffenden Jugendlichen gab. Seitdem frage ich Leute, die aussehen, als seien sie noch keine 18, nach ihrem Ausweis.

Im Park gilt das Jugendschutzgesetz?

Ja. Kein Ausweis, kein Gras. Ich kann ja auch verstehen, dass es nicht gut ist, Gras an Teenager zu verkaufen. Ich würde auch nicht wollen, dass jemand meinen Kindern Drogen gibt.

Feuchte Sache

**Der Staat als Händler?
Wenn es um Alkohol
geht, ist das in Finnland
schon lange Realität**

Text: Mikael Krogerus, Fotos: Markus Henttonen

→ Wenn wie jedes Jahr an den finnischen Gymnasien die Abi-Reise geplant wird, dann stehen zwei Ziele zur Auswahl: die „Schweden-Fähren“ nach Stockholm und die „Spirituosen-Rallye“ nach Tallinn. Stockholm hat mehr Stil und Tradition. Zurzeit aber ist Tallinn Favorit. Die Überfahrt dauert rund zwei Stunden, die Palette Gin-Tonic-Dosen (24 Stück) kostet nur 23 Euro – das ist fast 30 Euro billiger als in Helsinki. In Finnland ein unschlagbares Argument. Und so fahren sieben Mal täglich Schiffe mit nüchternen Menschen nach Estland und kommen mit Betrunkenen zurück.

Alkohol – die Finnen haben, man kann es nicht anders sagen, ein neurotisches Verhältnis zu ihm. Man trinkt viel, und Schnaps ist beliebt (25 Prozent des Alkoholkonsums sind Spirituosen). Es gibt viele Thesen, warum das so ist. Das Wetter, das fehlende Licht,

das bäuerliche Wesen der Finnen, ein Kriegstrauma. Manche sagen allerdings auch, schuld sei der finnische Staat. Denn der hat seit 78 Jahren ein Monopol auf Alkohol. Das heißt, man kann nur in bestimmten Läden – die der staatlichen Alko-Kette – Getränke mit mehr als 4,7 Prozent Volumenalkohol kaufen. Und das auch nur Montag bis Freitag von 9 bis maximal 20 Uhr und samstags zwischen 9 und maximal 18 Uhr.

Man muss sich den finnischen Staat wie einen Dealer mit gesellschaftlicher Verantwortung vorstellen: Einerseits will man den Alkoholkonsum eindämmen wegen der ständig wachsenden Anzahl der Erkrankungen und Todesfälle und dem miesen Säuer-Image der Finnen in der internationalen Öffentlichkeit. Andererseits verdient der Staat über die Steuer am hohen Konsum. Nüchtern betrachtet ist es schwer auszumachen, was zuerst da war: das Alkoholproblem oder die staatliche Regulierung des Alkoholproblems.

Die Geschichte des finnischen Saufens beginnt irgendwann im späten 16. Jahrhundert mit dem ersten Schnapsbrennen. Die Finnen, damals ein Teil des schwedischen Königreiches, hielten Schnaps lange für ein Wunderheilmittel, mit dem man allerlei Beschwerden lindern könnte. Schnapsbrennen im eigenen Kessel fand auf praktisch jedem Bauernhof statt. Mit der Folge, dass der Konsum fröhlich stieg, bis der Klerus im Jahr 1686 eingriff und das Trinken in der Kirche verbot. Schon knapp 50 Jahre zuvor hatte bereits das unter Druck geratene schwedische Königshaus begonnen, den Alkoholkonsum in den Städten zu besteuern. Die Schnaps-idee wurde zur Gelddruckmaschine: Sobald mehr Geld gebraucht wurde, schränkte man einfach die Erlaubnis für Schnapsbrennerei ein, was die Bauern in die Läden trieb. Berauscht von den Erfolgen versuchte man 1776 ein staatliches Alkoholmonopol durchzusetzen und die Privatbrennerei zu verbieten. Die Idee stieß auf heftigen Widerstand; erst 1866 gelang es dem Staat, das Brennen zum Eigenbedarf zu verbieten. In der Folgezeit wurde nicht nur die Herstellung, sondern auch Verkauf und Ausschank in den Städten eingeschränkt. Die Verbote betrafen allerdings nicht die Restaurants des Großbürgertums, da man lediglich die Trinkgewohnheiten des Proletariats für problematisch hielt.

Zeitgleich entwickelte sich in Finnland eine zutiefst puritanische Vorstellung von Nüchternheit als Grundlage erfolgreichen Lebens. Der Verein „Freunde der Abstinenz“ lancierte 1883 eine ebenso aggressive wie

Selbst unter der Dusche wollen manche
Finnen nicht auf ihr Bier verzichten



erfolgreiche PR-Kampagne, um ein Alkoholverbot durchzusetzen. Abstinenzler und für Prohibition kämpfende Politiker kreierten den Mythos vom finnischen „Trinker-Gen“: eine haarsträubende biologistische Erklärung, nach der sich Finnen unter der Einwirkung von Alkohol unzivilisierter und gewalttätiger verhalten als andere Völker. Die inzwischen widerlegte These ist noch immer in weiten Teilen des Landes verbreitet.

Das Alkoholverbot trat 1919 in Kraft – und ging in die finnische Geschichte ein als das am häufigsten verletzte Gesetz. Das heimliche Selbstbrennen nahm rapide zu, die Schmuggelwege florierten, und mit codierten Bestellungen konnte man in Restaurants illegalen Alkohol erstehen, populär waren „ein starker Tee“ oder „ein verstärkter Kaffee“. Als der wirtschaftliche Zusammenbruch zu Beginn der 1930er Jahre den Staat fast ausblutete, besann man sich auf ein altes Modell: staatliche Alkoholabgabe. Eine Volksabstimmung ergab, dass über 70 Prozent eine derartige Sache für sinnvoll erachteten. Als Folge wurde 1932 die Monopolsellschaft Oy Alkoholiliike Ab, später kurz: Alko, gegründet.

Wie fast alle traditionellen finnischen Firmen hat auch Alko eine starke Verbindung zum einschneidendsten Ereignis in der jüngeren finnischen Geschichte: dem „Winterkrieg“. 1939 überfiel die Sowjetunion das souveräne Finnland. Die Finnen, unvorbereitet und schlecht ausgerüstet, stellten sich dem Erzfeind auf Skiern entgegen. Weil ihnen Panzerfäuste fehlten, bastelten sie Wurfbrandsätze aus Flaschen, gefüllt mit leicht entzündlichen Flüssigkeiten, und nannten sie nach dem damaligen sowjetischen Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten „Molotow-Cocktails“. Alko übernahm die Produktion und lieferte im Laufe des Winterkrieges über 450.000 Stück an die Front.

An ein Alkoholverbot war während und nach den Wirren des Krieges nicht mehr zu denken. Aber mit wachsender Sorge beobachtete man die Auswüchse des Alkoholmissbrauchs. Um den Konsum zu kontrollieren, wurde ein einzigartiges Überwachungssystem eingeführt: Jeder Alko-Einkauf wurde auf einem persönlichen „Schnaps-Schein“ registriert. Kaufte ein Kunde zu viel, wurde er zum Beratungsgespräch vorgeladen. Auch wenn die Kontrolle nach und nach bis zur Aufgabe im Jahr 1958 abgeschwächt wurde, blieb die „Schnaps-Karte“ bis 1971 bestehen.

Früh identifizierte man ein Hauptproblem im Trinkverhalten der Finnen: Sie tranken

eher Spirituosen als Bier oder Wein. Zur Olympiade in Helsinki 1952 veröffentlichte Alko deshalb einen Leitfaden für gutes Benehmen, der die Finnen im Vorfeld der Olympiade mit „europäischen Sitten“ bekannt machen sollte. Um der Kampagne Nachdruck zu verleihen, wurden die Preise für Bier und Wein gesenkt, die für Spirituosen erhöht. Ziel war es, die Trinkgewohnheiten der Finnen weg von Hochprozentigem und hin zu mildereren Getränken zu lenken.

Mit dem Beitritt Finnlands zur EU veränderte sich alles: Die EU hatte Finnland zwar noch das Recht zugestanden, während einer Übergangszeit den Alkoholimport strikter als andere Mitgliedsstaaten zu beschränken. Im Jahr 2004 endete aber diese Vorsichtsmaßnahme, und die Finnen durften 110 Liter Bier, 90 Liter Wein, 10 Liter Spirituosen und 20 Liter andere alkoholische Getränke zollfrei einführen. Als Estland im selben Jahr der EU beitrug, befürchtete man – nicht ganz zu Unrecht –, dass der Privatimport von dort astronomische Ausmaße annehmen würde. Die finnische Regierung reagierte schnell, indem sie die Steuer auf alkoholische Getränke im Durchschnitt um die inzwischen legendären 33 Prozent senkte, um den Binnenmarkt zu stützen. In der Folge stieg der Alkoholkonsum bedrohlich an – schon innerhalb des Jahres 2004 um mehr als neun Prozent. 2005 wurde Alkohol bereits die häufigste Todesursache bei männlichen Finnen im arbeitsfähigen Alter. Ismo Tuominen, Regierungsrat im Sozial- und Gesundheitsministerium, bezeichnete die Steuersenkung als „größte sozialpolitische Katastrophe“. 2008 und 2009 hob man die Alkoholsteuern in insgesamt drei Schritten erneut an, der Jo-Jo-Effekt trat unmittelbar ein: 25 Prozent mehr Alkohol wurde von

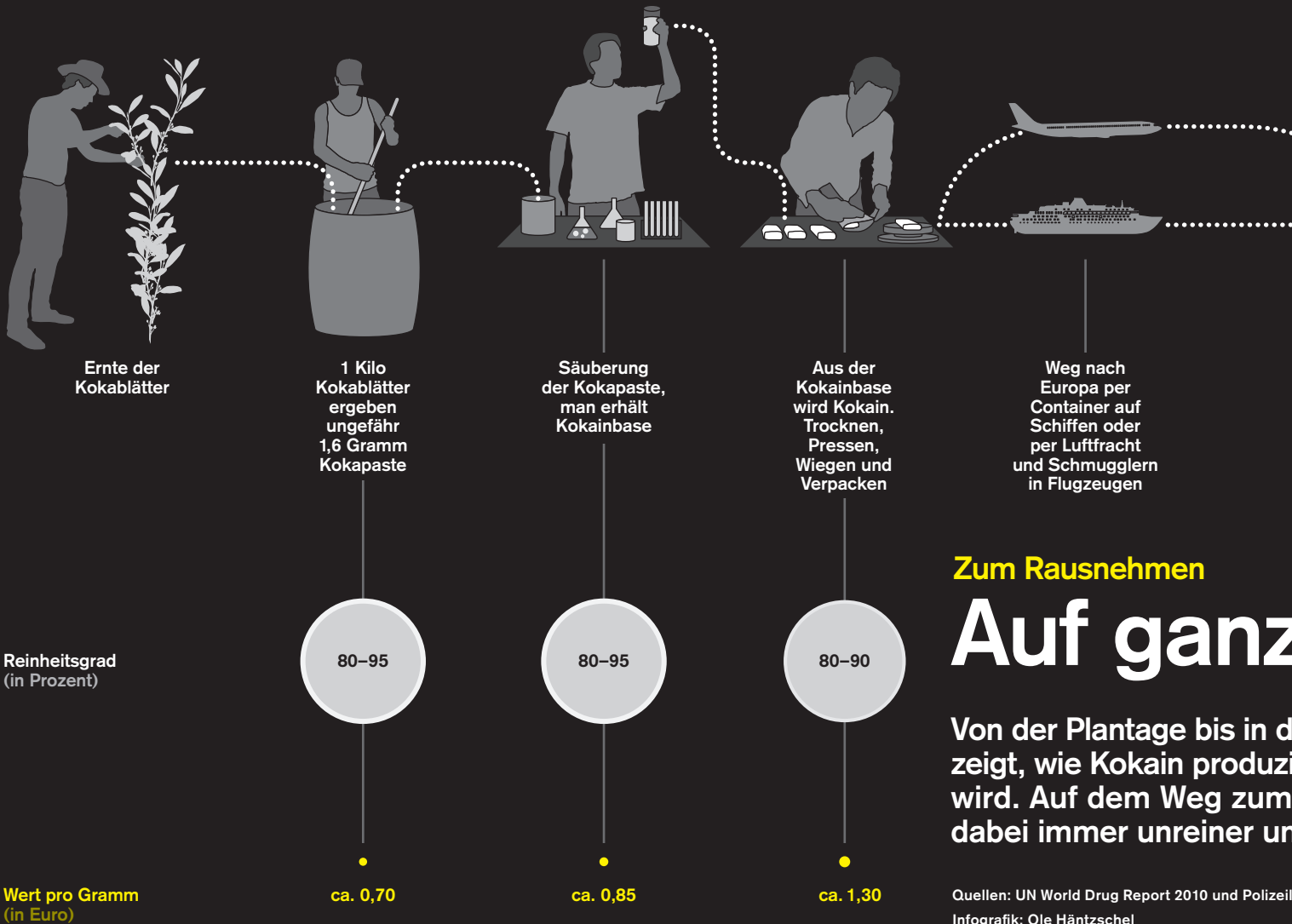


In Finnland ein beliebter Sport: Flaschen stemmen

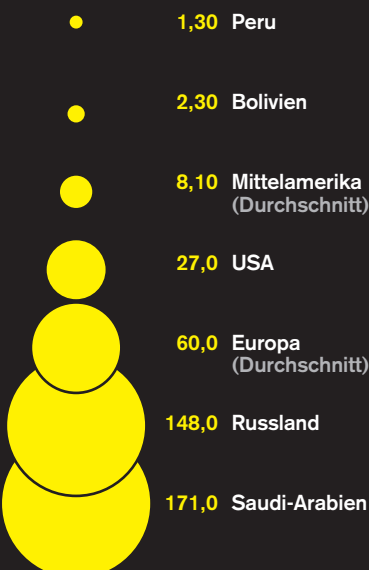
den Finnen 2009 aus Estland eingeführt, was die einheimischen Brauereien in Sinnkrisen stürzte.

Finnland ist eine Art Quartalsäuerer-Land – bloß, dass die Quartalsabschnitte wöchentlich sind. Weil man beim Militär mittwoch-, freitag- und samstagabends frei hat und weil praktisch alle Männer beim Militär waren, ist dies auch der prägende Trinkrhythmus. Natürlich hat sich in den urbaneren Gebieten auch eine Connaissance-Kultur durchgesetzt. Es kommt vor, dass man gesittet zum Abendessen ein, zwei Gläser Wein trinkt, ohne gleich die Schnapsflasche unter der Spüle hervorzuholen. Auch haben die Alko-Läden ein hervorragendes Weinsortiment und gut ausgebildetes Personal, das sich vor mitteleuropäischen Sommeliers nicht verstecken muss. Aber das Phänomen ist, vor allem auf dem Land und unter Jugendlichen, seit Jahrzehnten unverändert: In Finnland wird seltener, aber heftiger getrunken.

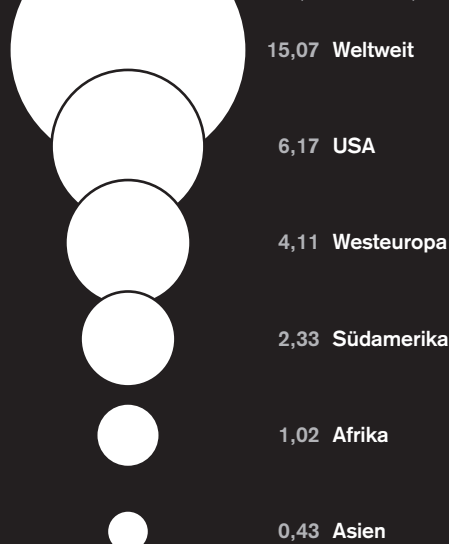
Sinn oder Unsinn des Alkoholmonopols ist das Gesprächsthema, auf das sich Finnen aller sozialer Schichten einigen können. Ganz so, wie ältere Menschen über Gesundheitsthemen zueinanderfinden oder sich wildfremde Männer über Sport verständigen, nutzen Finnen die Debatte über Alkoholsteuer, neue Weine bei Alko oder die Preise für eine Gin-Tonic-Dose auf der Fähre nach Tallinn, um miteinander warm zu werden. Eine Mehrheit im Land befürwortet das Staatsmonopol. Vielleicht, weil sich die Finnen vor sich selbst fürchten, vielleicht aber auch, weil sie froh sind, vom Staat mit „sauberem Stoff“ versorgt zu werden. Denn fast jeder Finne kennt eine Geschichte von einem entfernten Verwandten, der sich beim Versuch, selber Schnaps herzustellen, vergiftete oder dabei gar erblindete. ←



Kokainpreise pro Gramm (2008)
in US-Dollar

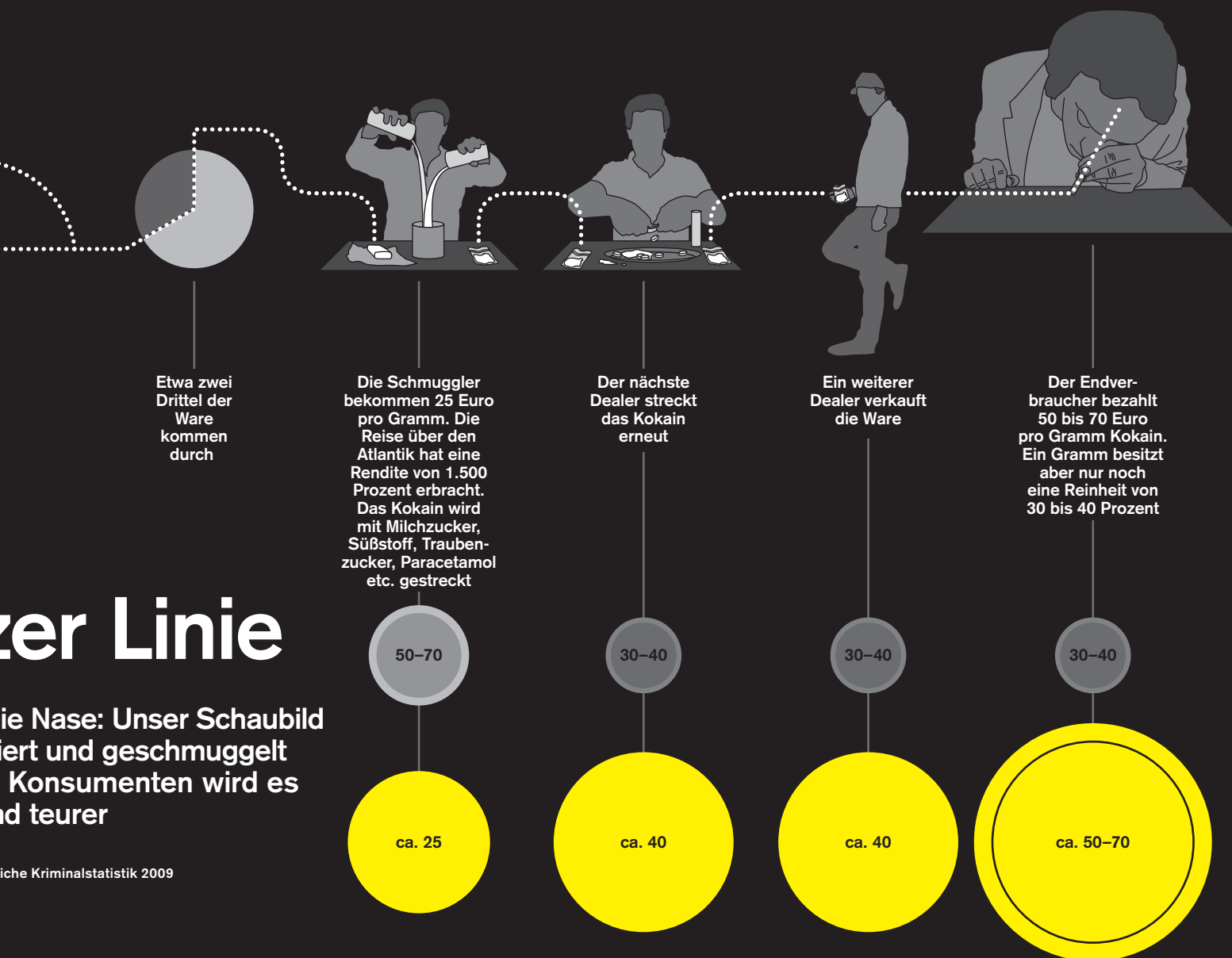


Anzahl der Menschen, die 2008 Kokain konsumiert haben (in Millionen)



Anbau von Koka (2009) in Hektar





zer Linie

ie Nase: Unser Schaubild
iert und geschmuggelt
Konsumenten wird es
d teurer

iche Kriminalstatistik 2009

Verteilung des Brutto-Profits
des amerikanischen Kokain-
markts von 35 Milliarden US-
Dollar (2008) in Prozent

1,5
Kokabauern in
Südamerika

1
Schmuggler in
Südamerika

13
Internationale
Schmuggler
(in die USA)

15
Amerikanische
Großhändler,
die an Dealer
verkaufen

69

Dealer an
Endverbraucher

Tatsächlich produziertes und
gestrecktes Kokain (2008)



502 Tonnen
pures Kokain
wurden
produziert

Mit 362 Tonnen
wurde das
pure Kokain
gestreckt



Verfügbares Kokain:
865 Tonnen

Menge an sichergestelltem Kokain



2009: 1.707 Kilo

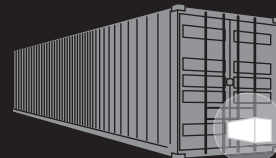


2008: 1.069 Kilo

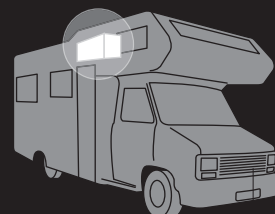
220 Kilo stammten aus
einem Container, der
per Schiff von Honduras
nach Belgien ging und
von dort per Lkw nach
Deutschland



122 Kilo waren in einem
Container, der per Schiff
aus Uruguay kam



63 Kilo waren in einem
Wohnmobil, das von
Peru über die Nieder-
lande nach Deutschland
vershifft wurde



Einmal Pablo spielen

Ob die Touristen wirklich wegen eines „Anti-Verbrechensmuseums“ auf die Hacienda Nápoles nach Nord-Kolumbien pilgern? Wohl kaum. Das ehemalige Anwesen des berüchtigten Drogenbarons Pablo Escobar ist heute eher Vergnügungspark als Gedenkstätte. Escobar, der 1993 im Kugelhagel der Polizei starb und laut „Forbes“ zeitweise der siebtreichste Mensch der Welt gewesen sein soll, hatte sich auf einem 20 Quadratkilometer großen Grundstück künstliche Seen, einen Privatflughafen, eine Rennstrecke und einen Zoo gegönnt, in dem er Giraffen, Elefanten und Nilpferde hielt. Jetzt bestaunen die Touristen dort auch noch eine Kopie des ersten Flugzeugs, mit dem Escobar Kokain in die USA schmuggelte, sie wandern durch eine Dinosaurierlandschaft und decken sich im Escobar-Shop mit Plastikgewehren und falschen Schnauzbärten ein. Eine halbe Million Besucher werden im nächsten Jahr erwartet. Vielleicht steht bis dahin auch das geplante Fünfsternehotel.



Keine Angst vor großen Tieren: ein Mammut im „Anti-Verbrechensmuseum“ in Kolumbien



Schlauer kiffen

Die „Oaksterdam-Universität“ in Kalifornien bemüht sich redlich, wie eine ganz normale Hochschule zu wirken. Die von Marihuana-Aktivisten gegründete Privatschule hat ein offizielles Wappen, mehrere Standorte in Kalifornien und Michigan und ordentliche Seminarpläne. Trotzdem müssen die Dozenten manchmal noch kichern, wenn man sie „Professor für Marihuana-Anbau“ nennt. Alles dreht sich in Oaksterdam nämlich um Gras und Hasch. Ziel der „Universität“ ist es, „hochqualifiziertes Personal für die Cannabis-Industrie“ auszubilden. Einer der Gründer ist Richard Lee, der seit einem Arbeitsunfall im Rollstuhl sitzt und Marihuana als Schmerzmedikament schätzt.

Deine kleinen Augen machen mich so sentimental

Was man so als Kiffer nicht erlebt

Text: Jakob Bär

→ Wir Kiffer sind ein lethargischer Haufen. Ich zum Beispiel habe damals nach vielen Jahren mit dem Fußballspielen aufgehört. Aus zweierlei Gründen: Ich war nie gut genug, um irgendwann mal für den FC Bayern zu spielen und damit reich zu werden. Der andere und wahre Grund ist der, dass ich meistens einfach zu stoned war, um zum Training zu gehen. Meine Karriere als Schlagzeuger habe ich auch abgebrochen, obwohl ich fest davon überzeugt war, irgendwann bei den Toten Hosen zu trommeln. Es kann auch sein, dass die schulischen Leistungen schlechter werden. Muss aber nicht. Im Film „Super High Me“ raucht Doug Benson einen Monat jeden Tag extreme Mengen an Gras. Entgegen der Erwartung schneidet er bei allgemeinen Tests high besser ab als nüchtern. Allerdings nimmt er körperlich zu, er bewegt sich ja nicht. Und sein mathematisches Verständnis verschlechtert sich. Als Kiffer sieht man aber nur die positiven Aspekte: Wer braucht schon Mathe? Mit Allgemeinwissen gewinne ich bei Jauch die Million!

Was sich definitiv nicht verbessert, ist die soziale Kompatibilität. Erst geht man weniger aus, denn auf einer Party müsste man sich unterhalten. Das klappt breit meistens nicht so gut, und deswegen sitzt man allein, kifft und geht irgendwann, weil man selbst gelangweilt ist und alle anderen ebenfalls langweilt. Und so ist ein Kiffer irgendwann nur noch für andere Kiffer interessant. Also



Na, du Pfeife: Kiffer bei ihrer Lieblingsbeschäftigung

hängt man nur noch mit Gleichgesinnten ab und gleichsinnt dementsprechend viel.

Meistens stellt sich nach so einem Abend, häufig noch im breiten Zustand, ein Moment der Klarheit ein, in dem man sich fragt: „Was mache ich hier eigentlich?“

In solchen Momenten sieht man sich selbst aus einem anderen Blickwinkel. Aus dem der Außenstehenden. Dem der Nichtkiffer. Du weißt ganz genau, dass du zu viel rauchst. Dir ist klar, dass Gras nicht mehr zu deinen Nebensächlichkeiten gehört. Du könntest auch nicht einfach so aufhören, von heute auf morgen. Das Gegenteil ist eine beliebte Lüge, die sich viele, fast alle Kiffer erzählen. Also schmiedet man Pläne für die nahe Zukunft: Du könntest dich wieder mehr bei alten Freunden melden, die Wohnung aufräumen, nicht immer bis in die Puppen schlafen und weniger abhängen. Anfangen zu studieren. Aber natürlich fängt die Zukunft erst morgen an. Heute bin ich zu stoned.

Neulich saß ich mit Freunden, alten Kifferkollegen, bei klarem Kopf zusammen. Wir haben uns über die vergangenen Jahre unterhalten. Über verpasste Chancen. In der Schule, im Sport, bei Frauen. Über versumpfte Abende und ganz banal über all das Geld, das in all den Jahren in Rauch aufgegangen ist. Wir fragten uns, was wir machen würden, wenn wir all die Jahre des Kiffens und die damit verbundenen Erinnerungen auf einen Schlag gegen all das Geld, das wir dafür ausgegeben haben, tauschen könnten. Die Meinung ist einstimmig: Keiner von uns hätte es anders machen wollen. Gras hatte uns zusammengebracht. Und es ist eben nicht nur die Lethargie. Wir haben zusammen auf dem Boden gelegen vor Lachen, weil der Rausch eben lustig ist. Nächtelang saßen wir zusammen und haben die aberwitzigsten Unterhaltungen geführt. Die fantastischsten Geschichten sind in solchen Nächten entstanden. Streitgespräche von kolossalen Ausmaßen wurden geführt. Episch fast. Nur will mir einfach keines mehr einfallen. Ein Phänomen, das jeder Kiffer kennt. Den

Abend über wurde diskutiert auf höchstem Niveau. Die Welt wurde in ihren Grundsätzen erörtert. Jeder Satz, jedes Wort gar, war erfüllt von Weisheit. Am nächsten Morgen ist alles vergessen.

Also nimmt man den nächsten intellektuellen Gipfel auf Tonband auf. Was dabei herauskommt, ist purer Schwachsinn. So stelle ich mir Unterhaltungen vor, die morgens um neun in irgendeiner Eckkneipe beim ersten Bier und Korn geführt werden. Unterbrochen werden die Monologe von Ausrufen: „Wir sind so genial, Mann, bin ich froh, dass wir das aufnehmen!“ Man tut aber gut daran, das Band am nächsten Tag nicht abzuhören.

Jeder Kiffer glaubt die Lüge, Gras mache nicht abhängig. Ist doch auch schön, behaupten zu können, Drogen zu nehmen, aber nicht abhängig zu sein. „Du weißt, dass es nicht gut ist“, sagt die Vernunft. „Muss man denn immer vernünftig sein?“, antwortet der Bauch. „Du verbaust dir deine Möglichkeiten“, kontert die Vernunft. „Dafür ist morgen auch noch Zeit“, erwidert der Bauch. „Und was ist mit mir?“, fragt die Lunge. „Du hältst die Klappe!“, schallt es zurück.

Dann hört man auf. Und nun? Der Kopf ist zwar klar, aber die Antriebslosigkeit ist geblieben. Ich dachte, ich habe aufgehört, jetzt gehe ich in den Park zum Lesen, nicht um mir einen zu drehen. Ich geh joggen oder ins Fitnessstudio. Allein schon, um den Bauch abzutrainieren, der sich durchs Rumsitzen gebildet hat. Aber es fehlt an Energie, um aufzustehen und die Pläne in die Tat umzusetzen. Das frustet. Dazu kommen Schlaflosigkeit, Aggressivität, Entzugerscheinungen eben.

Ich erinnere mich, als wir das erste Mal den Abend und die Nacht durchgekiffert haben. Ich war so breit wie nie zuvor, und mein Bauch tat mir vom Lachen weh. Damals dachte ich, das ist geil, so will ich mich mit 60 auch noch fühlen. Ich wusste eben nicht, dass die Lustigkeit im Übermaß vergeht und nur die Lethargie bleibt. ←

Klingt vielleicht so, als hätte er bereits den größten Teil seines Lebens verplempert, aber unser Autor ist erst 23 Jahre alt. Übrigens ist Jakob auch nicht sein richtiger Name. Verständlicherweise wollte er ein Pseudonym, damit später nicht jeder nachlesen kann, dass er in seiner Jugend ein phlegmatischer Kiffer war.

Konzentration, bitte!

Nach Botox und Viagra werden die Smart Pills zum nächsten pharmakologischen Renner. Sie lassen die Menschen in der Leistungsgesellschaft wie Roboter funktionieren, aber ihre Nebenwirkungen sind eher abturnend

Text: Tobias Moorstedt, Illustration: Sarah Illenberger

→ Dieser Text wurde unter dem Einfluss von Drogen geschrieben. Ich dachte, ich erwähne das gleich zu Beginn des Artikels, denn ich bin der Meinung, dass Konsumenten das Recht haben, zu erfahren, unter welchen Bedingungen das Produkt entstanden ist, das ihnen angeboten wird. Wenn ich mir ein neues Paar Turnschuhe kaufe, dann möchte ich ja schließlich auch wissen, ob die Kunststoffe und Klebstoffe von minderjährigen Sklavenarbeitern zusammengefügt wurden oder ob das schicke Smartphone vielleicht einem schmutzigen Sweatshop entstammt. Also: Ich habe zwar keinen Alkohol getrunken, nicht gekifft und auch kein Kokain konsumiert. Und doch arbeitet mein Gehirn nicht nur mit eigener Kraft. Um zehn Uhr morgens habe ich 100 Milligramm Modafinil (in den USA: Provigil) eingenommen, ein Medikament, das bei Sekundenschlaf verschrieben wird, das aber genau wie das Amphetaminderivat Ritalin (das man auch in Deutschland Kindern verabreicht, die am Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom ADHS leiden) auch von gesunden Menschen eingenommen wird, um Müdigkeit zu vertreiben und die kognitive Leistungsfähigkeit zu steigern. Smart Pills, Klugmacher, nennt man diese Substanzen auch, und sie erinnern mich an die mythischen Medikamente der Science-Fiction-Literatur, mit deren Hilfe man in Sekunden neue Sprachen lernt oder seinen IQ um den Faktor 1.000 steigert.

Der Umsatz mit Provigil stieg in den USA zwischen 2002 und 2008 von 196 Millionen auf 988 Millionen Dollar. Von einer globalen Narkolepsie-Epidemie hat man aber gar nichts gehört, und so liegt der Verdacht nahe, dass die Steigerung vor allem durch den sogenannten Off-Label-Use zustande kommt, den nicht angezeigten Gebrauch, und das, obwohl die langfristigen Folgen des Provigil-Konsums nicht ausreichend untersucht sind und die Krankenversicherung nicht zahlt. Die erhöhte Nachfrage entsteht durch gesunde Menschen, die sicherstellen wollen, dass sie in der Welt auch funktionieren – ehrgeizige Eltern, die ihren Kindern durch eine Top-Ausbildung zu einem Maximum an Lebenschancen verhelfen wollen, oder gestresste Führungskräfte, die drei Deals gleichzeitig managen müssen.

Das Wissenschaftsmagazin „Nature“ veröffentlichte im April 2008 eine Umfrage unter seinen Lesern. Danach gaben mehr als 20 Prozent der Befragten an, bereits „Drogen für nicht-medizinische Zwecke genommen zu haben, um Konzentration,



Bist du weich im Kopf? Das könnte am Konsum
von Smart Pills liegen

15 Minuten nach der Einnahme des Medikaments merke ich, dass ich nichts merke. Das heißt: Irgendwas ist da doch

Fokus und Erinnerungsfähigkeit zu steigern“. Und der deutsche Psychiater Klaus Lieb, der an der Universität Mainz forscht und das Buch „Hirn-Doping“ geschrieben hat, ist durch eine Studie unter 1.500 deutschen Schülern und Studenten zu dem Schluss gekommen, dass zwar nur rund vier Prozent Erfahrungen mit solchen „Neuro-Enhancern“ (Enhancement steht für Steigerung) gemacht haben – dass aber mehr als 80 Prozent gerne mal so eine Pille einnehmen würden.

Eine einfache Internet-Suche mit den Begriffen „Modafinil“ und „Mail-Order“ ergibt mehr als 150.000 Treffer: Ich stoße auf unzählige Internet-Apotheken mit klingenden Namen, die ihren Firmensitz vermutlich auf karibischen Inseln haben und denen die Farbe der Kreditkarte wichtiger ist als ein Stempel auf dem Rezept. Eine Packung mit 100 Pillen à 200 Milligramm kostet hier rund 100 Dollar. Lieferzeit 8 bis 14 Tage. *Credit card required*. Modafinil (in Deutschland: Vigil) kann man sich aber auch von seinem Hausarzt verschreiben lassen. Während der Hersteller Cephalon das Medikament zu Beginn nur für Narkolepsie-Patienten produzierte, so hat er nun den Anwendungsbereich und die Zielgruppe erweitert, sodass jetzt auch Schlafstörungen, hervorgerufen durch Jetlag und Schichtarbeit, damit behandelt werden. Da ich regelmäßig in den USA arbeite und viel im Flugzeug sitze, ist es kein Problem, ein Rezept zu erhalten. Spektakulär, denke ich mir, als ich zur Apotheke gehe und für 80 Euro eine blau-weiße Schachtel mit 20 Tabletten à 100 Milligramm erstehe, mein Arbeitsleben ist von strengen Behörden wie der amerikanischen Food and Drug Administration als Krankheitsbild anerkannt. Wo ist die Gewerkschaft, wenn man sie braucht?

Ich lese den Beipackzettel: Herzrasen, Leberfunktionsanomalien, epileptische Anfälle, Angst. Klingt schlimm, solange man den Waschzettel von Allerweltsmedikamenten wie Aspirin noch nicht

gelesen hat. Die Pille liegt wie ein weißes Tic-Tac vor mir auf dem Schreibtisch. Schnell schlucke ich sie hinunter. Ich stelle mir vor, wie sich die Pille im Magen auflöst, wie die Moleküle mit hoher Geschwindigkeit durch die engen Gefäße rasen, bis sie irgendwann die Blut-Hirn-Schranke überschreiten – eine kleine Armee von Roboter-Molekülen, die da oben mal so richtig aufräumen.

Die Modedroge der achtziger Jahre war Kokaïn, das zu dem Größenwahn und der Gier der Wall-Street-Banker passte und mit dem sich auch der letzte Verlierer als *Master of the Universe* fühlen konnte. Die Neunziger waren ohne Grund und mit ziemlich viel Ecstasy vergleichsweise gut gelaunt. Im frühen 21. Jahrhundert aber geht es nicht mehr darum, die Wahrnehmung zu verändern oder in eine andere Wirklichkeit zu fliehen, sondern mithilfe gewisser Substanzen in der realen Welt wirksamer zu werden. Modafinil ist die Droge der Workaholics. „Go-Pille“ heißt Modafinil bei den Jetpiloten der US Air Force. Seit Jahren empfiehlt das US-Militär seinen Soldaten, die Droge vor langwierigen und stressigen Einsätzen einzunehmen. Und haben die Angestellten der Unternehmen der High-Tech- und High-Speed-Branche des 21. Jahrhunderts nicht eine ähnliche Arbeitsintensität wie Fighter-Piloten? Das Fachmagazin „Techcrunch“ bezeichnete Modafinil schon 2008 als die beliebteste Droge des Silicon Valley, mit der die Unternehmer ihre 20-Stunden-Arbeitstage durchstehen. Wir sind alle Jetpiloten!

15 Minuten nach der Einnahme des Medikaments merke ich, dass ich nichts merke – das heißt: Irgendetwas ist da doch. Ein leises Kribbeln hinter der Netzhaut, ein leichtes Ziehen in der Gesichtshaut und im Kiefer. Ich bin nicht betäubt und auch nicht druff, aber ich bin ganz sicher anders – nicht high, sondern eher: „into it“. Ich bemerke, dass sich meine Finger auf der Tastatur schneller und zielgerichteter bewegen. Das künstliche Klack, Klack, Klack, das den Maschinenlärm, das Hämmern und Schnaufen als Sound der Weltwirtschaft ersetzt hat. Ja, fast könnte man sagen, ich fühle mich ein wenig aggressiv. Ich fühle einen diffusen Tatendrang. In meinem Leben gibt es oft Arbeitstage, an denen ich bis 12 oder 13 Uhr nichts mache außer E-Mails zu schreiben, Politik-Blogs zu lesen und den europäischen Fußball-Transfermarkt in Echtzeit zu beobachten. Auf Modafinil ist dies anders: In vier Stunden blicke ich kaum einmal zur Seite und schreibe ein zehnteitiges Konzeptpapier.

Als ich am nächsten Tag das Konzept noch mal lese, kann ich keine Spuren von drogeninduzierter Euphorie oder Hybris erkennen. Das hat alles Hand und Fuß. Genial ist es jedoch auch nicht.

Modafinil hält Menschen nicht nur länger wach, sondern macht sie angeblich auch schlauer und schneller. In einer Studie, die im Jahr 2002 an

der Universität Cambridge durchgeführt wurde, gaben Neuropsychologen ihren ausgeschlafenen Testpersonen eine Dosis der Droge. Die Probanden mussten zum Beispiel eine Reihe von visuellen Mustern erkennen, die auf einem Computerbildschirm angezeigt wurden. Die Teilnehmer mit Psychopharmakon-Unterstützung schlugen sich wesentlich besser als die nüchterne Vergleichsgruppe. 2006 kamen kalifornische Forscher in einer ähnlichen Studie zu dem Ergebnis, dass Modafinil nachweislich „Aufmerksamkeit, kognitive Kontrolle und Kurzzeitgedächtnis bei einer beliebigen Aufgabe verbessert“.

Der IQ allerdings steigt nicht. Die Substanz, so scheint mir, ermöglicht einen stetigen, kontinuierlichen, verlässlichen Output und Workflow. Allerdings, das merke ich an Tag zwei der Testreihe, sollte man auf jeden Fall auch den Willen aufbringen, eine Aufgabe zu lösen. Sonst verbringt man die Nacht damit, seine CD-Sammlung auf eine ziemlich spezielle Art und Weise zu ordnen. Von A bis Z statt nach Genre. Denn, auch das eine Beobachtung, unter Modafinil-Einfluss liegt mir schematisches, roboterhaftes Arbeiten mehr denn konzeptionelles Denken und ergebnisoffene Experimente. Ich neige dazu, mich in Quellen zu verlieren, und für einen Gedanken, den man in einem Absatz formulieren könnte, eine ganze Seite Text aufzuwenden. Ich betrachte die Welt durch einen Tunnel. Kein Wunder, dass ich gewisse Querverbindungen und Abkürzungen übersehe.

Die Smart Pills machen den Menschen nicht klüger. Wenn die Wirkung nachlässt, bleiben keine neuen Synapsenverbindungen und schnelle Gedanken-Highways – höchstens ein leises Sehnen nach dem nächsten Energieschub und der Klarheit des Tunnels (die Frage nach der Suchtgefahr ist übrigens nicht abschließend geklärt). Aber vielleicht sollte man eher sagen: Noch leisten die Neuro-Enhancer das nicht. In den Laboren arbeitet man längst an der nächsten Generation der Smart Pills. Große Hoffnungen setzt man auf sogenannte Ampakine und Cholinesterase-Hemmer, die als Medikament gegen degenerative Hirnerkrankungen wie Alzheimer oder Parkinson eingesetzt werden.

Die Verbreitung von Neuro-Enhancern scheint durch den liberalisierten Medikamentenmarkt und den Leistungsdruck der Wissensgesellschaft kaum mehr aufzuhalten. Die Neuropsychologin Prof. Barbara Sahakian von der Cambridge University, die sich seit Jahren mit dem Phänomen auseinandersetzt, meint: „Der Drang, mit Medikamenten sein Hirn zu stärken, ist möglicherweise noch stärker als der, seiner Schönheit oder der Potenz künstlich nachzuhelfen.“ Nach Botox, Viagra und Prozac wird Modafinil womöglich zum nächsten pharmakologischen Bestseller – obwohl Experten

bereits warnen, dass die Langzeitschädigungen denen von Speed und Koks gleichkommen könnten. Die Entscheidung, ob man das Risiko eingeht, ein nicht zugelassenes Medikament zu nehmen, liegt beim sogenannten aufgeklärten Konsumenten unserer Zeit. Neben dem „individuellen Risiko“ haben die Smart Pills natürlich auch Auswirkungen auf die Gesellschaft und den Arbeitsmarkt. Studenten beschwerten sich, dass ihre Kommilitonen vor der Klausur eine Pille nehmen und so bessere Noten schreiben. Und was soll ein Arbeitnehmer sagen, der bemerkt, dass ein Kollege mithilfe von Smart Pills eine 18-Stunden-Schicht nach der anderen schiebt, während er selbst sich vom Chef fragen lassen muss, warum seine Produktivität dagegen so abfällt? Entsteht so nicht ein Druck, ebenfalls mit den Substanzen zu experimentieren, auch wenn man das gar nicht will? Führt das nicht zu einem neurochemischen Rüstungswettlauf unter den Arbeitnehmern? Bevor nun aber die Ersten nach einem Verbot der Neuro-Enhancer und Smart Pills schreien, sollte man sich lieber Gedanken machen, was im frühen 21. Jahrhundert so von Schülern, Arbeitnehmern und Durchschnittspersonen erwartet wird.

Die klaren Tage sind vorbei. 20 Tabletten. 20 Tage. Ein leerer Schreibtisch. Und doch ist da ein gewisses Gefühl der Enttäuschung. Von Smart Pills erwartet man, dass man komplizierte Materie durchdringt, neue Zusammenhänge herstellt oder zumindest aufhört, immer die wichtigsten Informationen zu vergessen. Nichts von alldem leisten diese Substanzen (und man kann sich nicht einmal beschweren, man verwendet sie ja „off label“). Modafinil erhöht nicht die Qualität des Denkens, sondern die Quantität. Die Smart Pills sind in Wahrheit so etwas wie Work-Pills. Am Ende enthüllt das Neuro-Enhancement-Experiment einen recht unromantischen Blick auf das menschliche Denken, der in unserer Gesellschaft die Regel geworden ist und in dem es nicht um kreative Ideen oder gar Erkenntnis geht, sondern darum, ein Maximum an Lebenszeit in Geld zu verwandeln. Keine Ahnung, ob das ein besonders brillanter Gedanke ist, aber eines ist sicher: Diesen letzten Satz schreibe ich nüchtern und clean. ←

Die Pillen steigern nicht die Qualität des Denkens – bloß seine Quantität

Aggro Bangkok

Halb Thailand ist auf Yaba – einer Billigdroge, die vor allem von der Mittelschicht genommen wird. Die Folgen sind deprimierend

Text: Sascha Zastiral, Fotos: Nick Nostitz

→ Sie hat es schon einmal erlebt: den unaufhaltsamen Abstieg, den Anblick von Menschen, die über einem Stück Alufolie dichten Rauch einatmen, ihr kurzer euphorischer Blick, auf den eine tiefe Erloschenheit folgt – Zug um Zug ein Abschied aus dem normalen Leben.

Damals waren es ihre vier jüngeren Brüder, ihre Neffen, deren Freunde. In dem Dorf im Norden Thailands, wo Sinkan herkommt, hat ihre gesamte Familie zu den Pillen gegriffen.

„Es gab damals wahnsinnig viele Drogen. Und sie waren sehr billig: Eine Pille hat damals zwischen 50 und 100 Baht, umgerechnet zwischen 1,25 Euro und 2,50 Euro gekostet.“

Man kommt nicht gleich darauf, dass man diese kleinen, meist hellrot gefärbten Pillen nicht schluckt, sondern raucht. Man legt sie auf einen Streifen Alufolie, erhitzt sie mit einem Feuerzeug und inhaliert durch ein zusammengerolltes Stück Papier die Dämpfe, die stark metallisch riechen. Yaba enthält einen Mix aus Koffein und Methamphetamin, das ursprünglich als Psychostimulans entwickelt und im militärischen Bereich zur Leistungssteigerung eingesetzt worden ist. Es ist eine Art Volksdroge geworden in Thailand.

Sinkan wohnt nun in Bangkok, neben einem jungen Paar, An und Bum. Zusammen haben sie sich für umgerechnet 20 Euro im Monat ein etwa zehn Quadratmeter großes Zimmer in



An gibt im Monat ein Drittel seines Gehalts für Yaba aus. Dadurch löst sich der Traum vom Haus auf dem Land allmählich in Rauch auf

einem zweistöckigen, einfachen Holzhaus gemietet. An ist 25 Jahre alt, er hat kurze, zur Seite gekämmte schwarze Haare. Er trägt frische Bermuda-Shorts, ein T-Shirt, darüber einen Sport-sweater – und dazu tiefrot unterlaufene Augen. „Vor drei Jahren habe ich zum ersten Mal Yaba geraucht“, sagt er, und: „Yaba macht gute Laune. Danach kann man gut ausgehen, es macht Spaß. Wenn ich wollte, könnte ich damit aufhören.“

Yaba-Nutzer beschreiben die unmittelbare Wirkung als stark euphorisierend: Die Droge bringt das Gehirn dazu, riesige Mengen an Dopamin, also Glückshormonen, auszustoßen. Doch auf jeden Höhenflug folgt ein schwerer Absturz. Die Droge richtet Schäden im Gehirn an, viele Konsumenten bekommen Aggressionsschübe und entwickeln Wahnvorstellungen, die manchmal nie wieder weggehen. Und alle leiden nach dem Abklingen des Rauschs unter – zum Teil schweren – Depressionen.

Dabei kommen die Konsumenten von Yaba aus der Mitte von Thailands Gesellschaft, denn für die Ärmsten sind selbst drei Euro zu viel. Es sind Lehrer, Fabrikarbeiter, Soldaten, Leute, die kleine Geschäfte haben. Die Pillen, die sie nehmen, kommen bereits seit den 1970er Jahren aus dem benachbarten Birma (dem heutigen Myanmar) nach Thailand. Einige Rebellengruppen in Nord- und Ostbirma stellten die Droge millionenfach in Drogenlabors her und finanzieren damit bis heute ihren Krieg gegen die dortige Militärdiktatur – aber auch von Myanmar's Junta unterstützte Milizen sind in dieses Geschäft eingestiegen. Für Thailands Gesellschaft, wo sich viele Menschen bis heute mit schlecht bezahlten Jobs durchschlagen müssen und permanent von Existenzängsten gequält werden, war Yaba genau die richtige Droge, um dem tristen Alltag zu entfliehen.

Auch An und Bum, die beide aus dem Norden des Landes nach Bangkok gekommen sind, müssen ständig zusehen, wie sie die Miete und ihr Essen verdienen. Zurzeit helfen sie Ans Mutter dabei, „süßes Schweinefleisch“ herzustellen. Sie kochen es morgens in einer kleinen Garküche im Haus und verkaufen es an Händler auf einem nahe gelegenen Markt.

„Ich merke, dass mein Gesicht einfällt“, sagt An

Bum ist nicht sehr überzeugt davon, dass ihr Freund seinen Drogenkonsum im Griff hat. „Also mich macht er schon oft sauer, wenn er sein Zeug geraucht hat“, sagt sie. „Denn auf der Droge ist er schon manchmal anders. Manchmal brüllt er mich ohne Grund an.“ Beide kennen Menschen, deren ganzes Leben sich nur noch um die Droge dreht. „Manche haben auch Frauen und Kinder. Einige kümmern sich noch um die, aber andere kümmern sich um gar nichts mehr. Und legen auch auf ihr Äußeres keinen Wert mehr.“ Manche landen auch für Jahre im Gefängnis – je nachdem, wie viele Pillen in ihren Taschen gefunden wurden. „Wenn die dich mit dem Zeug erwischen und du kannst denen nicht an Ort und Stelle 250 Euro oder mehr geben, dann nehmen sie dich fest“, sagt An, der schon die meiste Zeit daran denkt, dass er gerne die nächste Pille rauchen würde. „Wenn ich mehr Geld hätte, dann würde ich jeden Tag rauchen, obwohl ich manchmal das Gefühl habe, dass ich mich nicht an Sachen erinnern kann. Und dass mein Gesicht einfällt.“



Ablenkung gesucht: Die Yaba-Konsumenten kommen oft aus der Mittelschicht. Bei An läuft der Fernseher ununterbrochen

Ans persönlicher Abstieg vollzieht sich in dem südostasiatischen Land Millionen Male, Anfang des Jahrtausends drohte die Billigdroge das Land regelrecht zu destabilisieren. Daher rief der damalige Premierminister Thaksin Shinawatra 2003 den Antidrogenkrieg aus. Überall im Land begannen Todesschwadronen von Polizei und Armee Jagd auf vermeintliche Drogendealer zu machen. Binnen weniger Monate wurden Zehntausende von ihnen festgenommen, geschätzte 2.500 starben. Menschenrechtsgruppen kritisieren bis heute die schweren Menschenrechtsverstöße aus dieser Zeit, in der viele Unbeteiligte getötet worden sind.

Auf dem Drogenmarkt zeigte diese Radikallösung jedoch Wirkung. „Nach dem Drogenkrieg hat es in unserer Gegend drei Jahre lang praktisch gar keine Yaba-Pillen mehr gegeben“, erzählt Sinkan. Bis heute seien sie schwieriger zu beschaffen und kosten zudem erheblich mehr.

200 Euro verdienen An und Bum im Monat, ein Drittel davon gibt An für Yaba aus. Daher wird es schwer für die beiden, sich ihren Traum zu erfüllen – ein kleines Haus im Norden des Landes, fern der Hektik von Bangkok. „Da möchte ich eigentlich hin“, sagt An. „Aber dafür wäre es eigentlich besser, ich hätte nie damit angefangen, Yaba zu rauchen.“ ←

Gemeinsam
stürzten wir ab. Ab-
hängige erzählen
fluter.de

2 von 3

„Ich bin keine Spaßbremse“

Mit 16 ging er zum ersten Mal auf Hardcore-Konzerte, seither hat ihn die Musik nicht mehr losgelassen. Sebastians Körper ist übersät mit Tätowierungen. Seit fünf Jahren ist der 24-jährige Berliner Straight Edger: Er nimmt keine Drogen, trinkt keinen Alkohol, raucht nicht, verzichtet auf Fleisch und hat auch kein Interesse an One-Night-Stands

Interview: Johannes Radke, Illustration: Human Empire

Warum hast du beschlossen, keine Drogen mehr zu nehmen?

Mit 16 habe ich mich auf Konzerten natürlich auch betrunken. Das hat mir aber nie wirklich etwas gegeben oder Spaß gemacht, ganz im Gegenteil: Ich habe einige desaströse Erlebnisse mit Alkohol gehabt. Irgendwann habe ich mich dann entschieden, dass das nichts für mich ist. Über die Musik gelangte ich an die Straight-Edge-Bewegung, die der Nüchternheit irgendwie eine hohe Wertigkeit gibt. Es geht mir darum, die Selbstkontrolle zu behalten.

Was ist denn Straight Edge überhaupt?

Der Name basiert auf einem Lied der Hardcore-Band Minor Threat aus den USA. In den achtziger Jahren hatten viele Leute aus der Hardcore-Szene die Schnauze voll von massivem Drogenkonsum und der damit verbundenen Selbstzerstörung. In einem Minor-Threat-Song heißt es „I don't smoke, don't drink, don't fuck - at least I can fucking think“. Daraus sind die Grundregeln von Straight Edge entstanden: keine Drogen und kein Sex mit ständig wechselnden Partnern, um sich selbst nicht kaputt zu machen.

Geht es auch darum, sich von anderen Jugendbewegungen abzugrenzen?

Natürlich geht es auch um Abgrenzung. Alle Jugendlichen in einem gewissen Alter trinken so viel, wie sie können. Wer nicht mitmacht, wird schief angesehen. Der bewusste Verzicht darauf ist ein Gegenentwurf und damit extrem „anti“. Das Gemeinschaftsgefühl dabei ist ziemlich wichtig. Es gibt sozusagen einen Gruppenzwang, um sich dem Gruppenzwang zum Drogenkonsum zu widersetzen.

Und wie passt der Verzicht auf Fleisch da rein?

Wenn man Verantwortung für sich selbst übernimmt, kommt man nicht daran vorbei, auch über seine Essgewohnheiten nachzudenken. Das heißt für mich: Ich will keine Tiere für meinen Genuss töten.

Bist du nie rückfällig geworden?

Doch. Nach anderthalb Jahren bin ich „gedropped“, wie man das in der Szene nennt, und habe kurze Zeit Alkohol getrunken. Aber schon während des Trinkens hatte ich Reuegefühle.

Bist du als Straight Edger nicht unerträglich für den trinkenden Teil des Freundeskreises?

Ich habe gar kein Problem damit, wenn Freunde trinken. Es ist eher so, dass mir automatisch unterstellt wird, besonders dogmatisch und eine Spaßbremse zu sein. Zu Unrecht, wie ich finde.

Versuchst du im Bekanntenkreis zu missionieren?

Das mache ich eigentlich nie, es wäre mir einfach zu blöd. Ich ermahne nur ab und zu Freunde, wenn ich das Gefühl habe, dass sie sich selbst mit Drogen schaden.



Erst kauen

Der Jemen gilt als neue Basis des Terrornetzwerks al-Qaida. Aber die Menschen haben noch ein ganz anderes Problem. Ihr Land trocknet aus. Der Grund: die Droge Kat

Text: Tobias Asmuth



Sieht lustig aus, ist aber bitterer Ernst: Weil viele Jemeniten einen Großteil ihrer Zeit mit dem Kauen von Kat verbringen, gerät die Gesellschaft aus den Fugen

→ „Und?“ Die glasigen Augen von Abdullah Amed al-Sharif schauen freundlich: „Wie schmeckt das Kat?“ Abdullah ist unser Fahrer, und mittags hat er extra einen Umweg gemacht, um an besonders gutes Kat zu kommen. Die jungen Blätter sind hellgrün, fast violett, die Stengel zart. „Erstklassige Ware.“ Abdullah hat das Büschel gewaschen, getrocknet und zupft seit Stunden fürsorglich Kat-Blätter, reicht sie mir und stopft sich selbst die Backe voll. Die Fahrt nach Sanaa dauert den ganzen Tag, es ist heiß, die Straße ein Witz und Abdullah selig. Er spricht von der Schönheit der Wüste und der seiner Frau, er erzählt von Freunden und Abenteuern, er dankt Gott und verflucht lachend das Böse in der Welt.

Also wie schmeckt das Kat? Bitter. Meine geschwollene Backe ist längst taub, angestrengt sauge ich Saft aus dem grünen Brei, spüle ihn mit Pepsi herunter und frage mich, was bitte so toll an dieser Droge ist? „Gut“, sage ich zu Abdullah, „aber ich fühle mich nicht leicht, nicht angeregt, nicht glücklich, eher ein wenig müde.“ Abdullah schaut enttäuscht und beschließt, das liege daran, dass es für mich das erste Mal ist. „Morgen kauen wir wieder Kat“, sagt er fröhlich, „und du wirst dich viel besser fühlen.“

Catha edulis heißt der hohe Strauch, um den sich im Jemen fast alles dreht. In den islamischen Nachbarländern als Droge verboten, gehört er im Jemen zum Alltag. Früher haben sich nur die Reichen getroffen, um im höchsten und schönsten Raum des Hauses, dem Madschraf, auf dem Boden zusammensitzend, Blättchen zu zupfen und stundenlang zu reden. Heute kauen die meisten Männer und immer mehr Frauen Kat, jeden Tag ab mittags, in Teehäusern, bei der Arbeit in Büros, beim Einkaufen auf dem Markt, im Bus, im Auto. Sechs, sieben, acht Stunden am Stück, bis die berauschende Wirkung des Cathin, eine Art pflanzliches Amphetamin, nachlässt.

Kat regt den Geist an, sagen seine Anhänger. Kat ruiniert unser Land, sagt Anwer Sahooley. „Wir kauen unsere Zukunft einfach weg.“ Anwer Sahooley arbeitet für die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit, und über Kat kann er stundenlang reden. Es ist Abend, wir sitzen in einem Teehaus in Sanaas Altstadt. Generatoren brummen, der Strom ist ausgefallen, auf den Straßen sind kaum Men-

schen. „Die Leute haben schlechte Laune, einen Kat-Kater“, sagt Sahooley. Aber das sei nun wirklich nicht das Problem. Für den Ingenieur sind Zahlen das Problem. „90 Prozent unseres Wassers verbraucht die Landwirtschaft. Und davon gehen 50 Prozent für den Kat-Anbau drauf.“

Kat ist eine durstige Pflanze. Damit die Sträucher nach dem Schnitt schnell austreiben, brauchen sie viel Wasser. Also fluten die Bauern die Felder, um das ganze Jahr über junge Blätter zu ernten. Der Jemen aber besitzt keine ganzjährig wasserführenden Flüsse, er gehört zu den trockensten Ländern der Erde. Das Wasser kommt aus Aquiferen, natürlichen unterirdischen Grundwasserleitern, in denen es Tausende Jahre lag. Doch die Vorräte sind nahezu erschöpft. Das Wasser muss aus immer größeren Tiefen hochgepumpt werden, aus 500, 600 Metern. Viele alte Brunnen sind ausgetrocknet, immer mehr Dörfer in den Bergen ohne Wasser. Mädchen und Frauen laufen Stunden zu entfernten Wasserstellen. „Es gibt Streit um Wasser, Schießereien, Tote“, sagt Sahooley.

Wegen des Kat-Anbaus geht dem Land das Wasser aus

Das Beste wäre es, den Anbau von Kat einfach zu verbieten und die Droge aus Ländern einzuführen, in denen es viel regnet. Aber auch Beamte, Politiker, Minister kauen Kat und kassieren lieber hohe Kat-Steuern. Zwar hat Präsident Saleh, der seit Jahrzehnten im Jemen an der Macht ist, im Fernsehen verkündet, er habe dem Kat abgeschworen. Andererseits ist es für seine Regierung nicht schlecht, wenn sich die Menschen nachmittags friedlich berauschen und nicht mehr an ihre Lage denken. Proteste gegen die Regierung lösen sich meist auf, sobald nach dem Mittagsgesetz das gemeinsame Kauen beginnt. Dabei ist der Jemen das ärmste arabische Land. Fast die Hälfte der 23 Millionen Einwohner lebt von weniger als zwei Dollar am Tag. Viele Jemeniten versuchen, in die reichen Nachbarländer Saudi-Arabien und Oman auszuwandern. Die, die bleiben, haben oft keinen Job, auch deshalb ist es schwierig, den Anbau von Kat zu beenden, denn er schafft Arbeitsplätze. Außerdem existiert eine Kat-Mafia im Jemen, gibt Wassermanister Abdul-Rahman Al-Eryani zu und nimmt ihre Drohungen

ernst: „Sie wollen Flugzeuge mit Kat abschießen, die in Sanaa zu landen versuchen.“ Daher will Minister Al-Eryani wenigstens verhindern, dass noch mehr Kat angebaut wird. Das wird schwierig genug.

Wir machen einen Ausflug in die Berge. Sanaa, die Hauptstadt Jemens, liegt mitten in einer auf 2000 Metern Höhe gelegenen Wüste und ist doch umgeben von grünen Gärten. Kat gedeiht am besten in der Höhe. Wir fahren weiter in enge Täler, an den Hängen überall Terrassenfelder mit buschigen Sträuchern, von niedrigen Mauern umgeben: Kat-Plantagen. Früher haben die Bauern hier Weizen, Gemüse, Obst angebaut, und für den Kaffee seiner Arabica-Sträucher war der Jemen einst berühmt, erzählt Sahooley. Aber Kat ist viel lukrativer. „Ein Bauer verdient mit einem Kat-Feld zehn bis fünfzehn Mal so viel wie mit Getreide.“ Die Blätter werden morgens geerntet, mittags verkauft und nachmittags frisch gekaut. Die Nachfrage ist groß, die Blätter sind teuer, es gibt Jemeniten, die bis zur Hälfte ihres täglichen Lohns auf den Kat-Märkten ausgeben oder sich für das tägliche Plastiktütchen mit frisch gepflücktem Grün sogar verschulden.

Viele Bauern pflanzen Getreide nur noch für den eigenen Bedarf an. Der Jemen muss mittlerweile drei Viertel seiner Nahrungsmittel im Ausland einkaufen. Wenn auf dem Weltmarkt die Preise steigen, werden Weizen, Reis, Bohnen auch auf den Märkten im Jemen teuer, und viele Familien können sich kein Essen mehr kaufen. Nach Berechnungen des UN-Welt-ernährungsprogramms ist mehr als jedes zweite jemenitische Kind chronisch unterernährt oder für sein Alter zu klein.

Die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit hat Vorschläge gemacht, wie man das Austrocknen des Landes aufhalten könnte: Die Subventionen für Dünger und Diesel sollen gestrichen werden, sodass sich der Kat-Anbau nicht mehr lohnt, Regenwasser soll mittels moderner Staudämme und Speicher gesammelt werden, Tröpfchenbewässerung das Fluten der Felder ersetzen. Einige Politiker halten die Ideen für interessant, aber alles geht nur ganz langsam voran, sagt Sahooley. „Auch in den Ministerien wird nur noch drei Stunden am Vormittag gearbeitet, von neun bis zwölf Uhr. Danach wird gebetet und dann Kat gekaut.“ ←



Die Kat-Pflanzen benötigen extrem viel Wasser und nehmen anderen Arten den Raum. Viele Grundnahrungsmittel müssen schon importiert werden

Wie kriegt man das geregelt?

Zu legalen und illegalen Drogen gibt es einen paragrafenreichen Cocktail von Zuständigkeiten und Gesetzen

Text: Petra Bäumer, Illustration: Frank Höhne

Drogenpolitik meint noch mal was genau: Verbote?

Drogen- und Suchtpolitik zielt in Deutschland auf die „Reduzierung des Konsums legaler und illegaler Drogen und die Verringerung der drogen- und suchtbedingten Probleme in unserer Gesellschaft“, so die Drogenbeauftragte der Regierung, Mechthild Dyckmans. Drogenpolitik im engeren Sinne meint primär Maßnahmen gegen illegale Drogen. Dazu zählen Repressionen wie Strafen, Verbote oder Marktregulierungen. Genauso: Prävention, Beratung und Behandlung, Überlebenshilfen für Schwerstabhängige. Eine Studie im Auftrag des Bundesgesundheitsministeriums hat für das Jahr 2006 geschätzt, dass es bis zu 6,1 Milliarden Euro direkte öffentliche Ausgaben wegen illegaler Drogen gab – wobei laut Forschern der tatsächliche Wert noch weit darüber liegt. Schließlich sind auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene viele Institutionen und Personen



mit Drogen befasst. Das ist nicht nur das Gesundheitsministerium mit seiner Bundesdrogenbeauftragten (das einen Großteil der politischen und gesetzgeberischen Prozesse steuert), sondern beispielsweise: Polizei, Gerichte, Forschungseinrichtungen, private Träger der Suchthilfe, Kranken- und Rentenversicherungen.

Generell kennt Drogenpolitik zwei Tendenzen: den akzeptierenden und den repressiven Ansatz. Zu letzterem gehört der *War on Drugs*, wie ihn US-Präsident Nixon verkündete. Viele Staaten gehen jedoch auch dazu über, Konzepte der *Harm Reduction* (Schadensminderung) wie Drogenkonsumräume oder Substitutionsbehandlung anzuwenden. Die Drogenpolitik eines Landes ist immer auch durch seine Kultur und durch landesspezifische Probleme geprägt.

Was sind Betäubungsmittel?

Eben jene auf das Nervensystem wirkenden Stoffe, die nicht „einfach so“ in den Handel gebracht werden dürfen, da sie abhängig machen oder ihre missbräuchliche Verwendung gefährlich ist. Also Rausch- und Suchtmittel sowie einige andere Stoffe, die medizinisch verwendet werden, zum Beispiel Narkotika.

Was ist das BtMG?

Der ausufernde Opiumhandel sollte 1929 in Deutschland ein Ende haben – mit der Einführung des Opiumgesetzes. 1972 wurde dies durch das heutige „Gesetz über den Verkehr mit Betäubungsmitteln“ (BtMG) abgelöst, das alles von Herstellung über Handel bis Strafen bei Verstößen regelt. Wie jedes Gesetz ist das BtMG demokratisch legitimiert, es hat das Ziel, Missbrauch, Abhängigkeit zu verhindern und gleichzeitig die medizinische Versorgung zu sichern. Basis sind das „Einheitsabkommen über die Betäubungsmittel“ der Vereinten Nationen sowie zwei ergänzende Abkommen. Mit diesen internationalen Verträgen verpflichteten sich die Staaten zu einer einheitlichen Drogenkontrolle und zur Bekämpfung von organisierter Drogenkriminalität. In seinen Anlagen I bis III unterscheidet das BtMG Kategorien von Betäubungsmitteln: Die der ersten, deren Handel und Abgabe in jeder Form verboten ist, heißen „nicht verkehrsfähig“ (die meisten bekannten illegalen

Drogen wie LSD). Die nächsten sind verkehrsfähige, aber nicht verschreibungsfähige Substanzen, beispielsweise Grundstoffe für Medikamente. Anlage III führt die verkehrsfähigen und verschreibungsfähigen Betäubungsmittel auf wie Morphin, die Ärzte per Betäubungsmittelrezept verordnen können. Diskussionen drehen sich meist um den Anhang: Was kommt rein, was darf raus? Alkohol und Nikotin stehen nicht drin und werden durch das Jugendschutzgesetz geregelt. Bis heute wurde das Betäubungsmittelgesetz vielfach geändert, vor allem, um neue synthetische Drogen aufzunehmen.

Wer bestimmt, welche Substanzen legal sind oder nicht?

Was unter das Betäubungsmittelgesetz fällt und als illegale Droge gilt, entscheidet das Bundesministerium für Gesundheit auf Grundlage der Empfehlung eines Expertenausschusses. Entscheidend ist, ob ein Stoff Missbrauchspotenzial besitzt und gefährlich ist. Die Änderung des BtMG beschließt das Bundeskabinett, wobei der Bundesrat zustimmen muss. Außerdem gelten die Abkommen der UN, weshalb darin vermerkte Stoffe wie Heroin, Kokain oder Cannabis nicht so einfach legalisiert werden können. Änderungen werden unter anderem auch durch die Deutsche und die Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht angestoßen. Die in „Spice“ vorkommenden synthetischen Cannabinoide sowie das Amphetamin Merphedron wurden zuletzt neu in die BtMG-Anhänge aufgenommen. Zuvor waren sie im Internet unter den unverfänglichen Bezeichnungen „Kräutermischung“ oder „Badesalz“ erhältlich.

Welches Land geht eigentlich am härtesten gegen Drogen vor?

Singapur fährt in puncto Drogendelikt eine Zero-Tolerance-Politik: Todesstrafe, Stockschläge, lebenslange Haft. Bis zu zehn Jahre Gefängnis und/oder Geldstrafe gibt es für Cannabis- oder Ecstasybesitz; der Handel mit mehr als 500 Gramm Cannabis oder 15 Gramm Heroin führt zum Todesurteil. Welches Land am drastischsten gegen Drogen vorgeht, ist trotzdem schwer zu sagen, da Besitz, Schmuggel und die verschiedenen Stoffe



sehr unterschiedlich bestraft werden. Tatsächlich vollstreckt wird die Todesstrafe für Drogendelikte in Malaysia, Thailand, Indonesien, Iran und weiteren Staaten. Einige Länder mit strengen Gesetzen gehen aber dazu über, für Konsumenten Therapie statt Haft anzuordnen. Indonesien hingegen hat seine Gesetze erst 2009 wieder verschärft. Nun drohen Eltern Strafen, die ihr drogenabhängiges Kind nicht den Behörden melden.

Und wer ist eher liberal?

Tschechien überholt Holland“, lautete die Nachricht Anfang 2010. Da legte das Land fest, dass eine kleine Menge an Drogen nur noch als Ordnungswidrigkeit geahndet wird. In den Niederlanden bleibt Cannabis zwar illegal, wird in bestimmten Mengen und unter Auflagen (wie Abgabe in Coffeeshops nur an über 18-Jährige) aber nicht strafrechtlich verfolgt. In beiden Ländern gilt: Drogenbesitz und -handel bleiben zwei verschiedene Paar Schuhe.

Was heißt denn jetzt
„Eigenverbrauch“?

Nicht vertun: Besitz und Anbau von Cannabis und anderen Drogen sowie der Handel damit stehen bei uns unter Strafe. Es kann bei einer geringen Menge zum Eigenverbrauch – die Höhe regeln die Bundesländer – ausnahmsweise Straffreiheit geben. Bei Cannabis liegt die durchschnittliche Menge, bei der von der Strafverfolgung abgesehen werden kann, bei rund sechs Gramm. Ein Freifahrtsschein ist das nicht. Eigenverbrauchsmengen sind immer „ohne Gewähr“: die Staatsanwaltschaft entscheidet von Fall zu Fall, wobei noch andere Kriterien z.B. der Wiederholungsfall eine Rolle spielen. ←

Das verbietet ich mir!

Einige erhellende Zahlen zum Thema

9,5 Millionen Menschen in Deutschland konsumieren Alkohol in gesundheitlich riskanter Form. Etwa 1,3 Millionen Menschen gelten als alkoholabhängig.

Jedes Jahr sterben in Deutschland nach neuen Berechnungen mindestens 73.000 Menschen an den Folgen ihres Alkoholmissbrauchs.

Rund zwei Millionen vor allem junger Menschen konsumieren in Deutschland regelmäßig Cannabis, etwa 600.000 von ihnen weisen einen missbräuchlichen oder abhängigen Konsum auf.

Schätzungen gehen davon aus, dass rund 200.000 Menschen in Deutschland illegale Drogen, das heißt Opiate, Kokain und Amphetamine, sehr riskant konsumieren.

Quelle: Bundesministerium für Gesundheit, Drogen- u. Suchtbericht 2009

Einnahmen des Staates durch die Alkoholsteuer 2009: 3,3 Milliarden Euro

Quelle: Statistisches Bundesamt

Kosten, die der Allgemeinheit durch Alkoholsucht entstehen: insgesamt 26,7 Milliarden Euro

Davon:
3,6 Milliarden ambulante Versorgung
2,7 Milliarden stationäre Behandlung

Produktivitätsverlust durch Todesfall:
In Haushalt und Ehrenamt: 6,5 Milliarden
Im Job: 5,0 Milliarden
Frühverrentungskosten: 3,2 Milliarden

Quelle: Universität Hamburg, Institut für Recht der Wirtschaft, 2010

Anteil der Menschen, die finden, dass Drogenkonsum kriminell ist: 60 %
Anteil unter den 14- bis 29-Jährigen, die das glauben: 54 %

Anteil der Menschen, die finden, dass Drogen verboten bleiben sollen:
Gesamt: 70 %
Unter den 14- bis 29-Jährigen: 75 %

Quelle: Infratest/dimap für „Rolling Stone“, Befragung von 1.000 Personen ab 14 Jahren; 2010

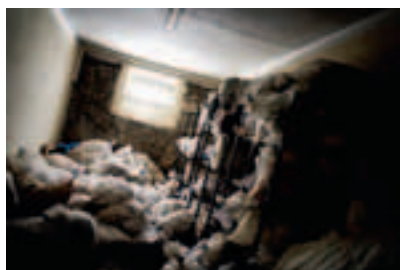




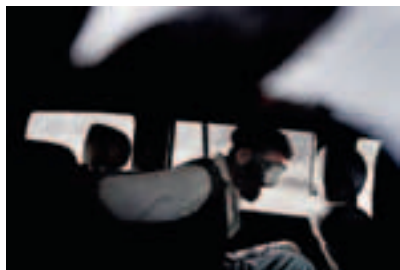
Blumen des Bösen

Einst unterstützten die westlichen Staaten den Opiumanbau in Afghanistan, heute versuchen sie ihn einzudämmen. Die Erfolge sind nicht so berauschend

Text: Marc Thörner



Ein Lager voller Drogen im Norden Afghanistans



Mitte Die amerikanische DEA und afghanische Polizei auf der Suche nach Drogenlaboren

Unten Ein Drogendealer wird von der DEA festgenommen

→ „Die Opiumpflanze bereitet uns viele Probleme. Aber Allah sei Dank konnten wir Abhilfe schaffen.“ Mohammad Atta Nur zieht sich die Nadelstreifenhose gerade. Schon ziemlich lange sitzt er am Ende seines Audienzsaals auf einem thronähnlichen Stuhl mit Goldlehne, hinter sich einen in allen Regenbogenfarben schillernden Globus aus Lapislazuli.

Auf dem – ebenfalls thronähnlichen – Stuhl neben ihm haben schon viele Gäste Platz genommen: Entwicklungshelfer, Militärs, Bundeskanzlerin Angela Merkel. Sie alle lobten den Gouverneur der Provinz Balkh in hohen Tönen für sein Engagement gegen die Drogen. Und ihnen allen schilderte er aufs Eindrucksvollste, wie er den Opiumanbau stoppen konnte. Punkt eins: Die Geistlichen predigen in den Moscheen gegen die Verderben bringende Pflanze. Punkt zwei: Die Sicherheitskräfte leisten ihren Einsatz. Punkt drei: Die Bundesrepublik hilft.

Zum Abschied pflegt der Herr von Balkh den Partnern für diese Unterstützung und die exzellente Zusammenarbeit zu danken, „bei der es bisher nie Probleme gab“.

Seitdem sich Deutschland Ende Dezember 2001 der internationalen Afghanistan-Schutztruppe angeschlossen hat, kämpfen seine Helfer zusammen mit der Uno und der afghanischen Regierung auch gegen die Drogen. Der deutsche Verantwortungsbereich erstreckt sich neben Balkh und anderen Provinzen bis zur tadschikischen Grenze – der Grenze, über die das Rauschgift aus Afghanistan stets seinen Weg in Richtung Westeuropa nahm.

Dort ist vor Kurzem eine hochmoderne Zollstation fertig geworden. Zufahrtstraßen führen die Lastwagen auf Rampen. Seilwinden ziehen die Fahrzeuge über den Scanner, auf einem Monitor wird der gesamte Inhalt eines Containers abgebildet. „Wir können sogar sehen, was in jeder einzelnen Zigarettenschachtel ist“, freut sich ein deutscher Ingenieur. Ziel der Anlage ist, den Schmuggel mit Drogen und anderen begehrten Waren zu unterbinden und Afghanistan durch engmaschige Kontrollen auch die für den Landesaufbau dringend nötigen Mittel durch Zölle zu sichern.

Zwei Beispiele, die eigentlich Hoffnung machen sollten. Ein engagierter Gouverneur, eine neue Zollstation. Tatsächlich künden die offiziellen Zahlen von einer Erfolgsgeschichte: 2009 ging in Afghanistan die Anbaufläche für Opium um 22 Prozent zurück, die Produktion sank um weitere zehn Prozent. Erbrachte das Opium 2002 laut Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung noch 27 Prozent am afghanischen Bruttoinlandsprodukt, waren es 2009 nicht mehr als vier Prozent. In 20 von 34 afghanischen Provinzen wird heutzutage kein Opium mehr angebaut.

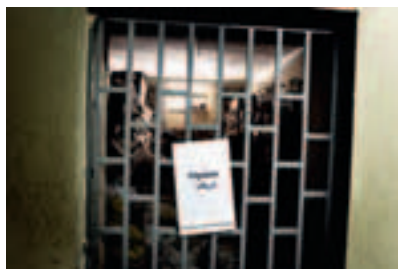
Es geht voran, könnte die Botschaft lauten. Könnte. Wäre da nicht eine andere, irritierende Zahl: Afghanistans Anteil an der weltweiten Opiumproduktion beträgt laut UN-Drogenbericht 2010 fast 90 Prozent. Damit liegt der Marktanteil des Landes weit über dem zu Hochzeiten der international geförderten Rauschgiftkriminalität.

Haschisch und Opium für die kleine Flucht vor den strengen Regeln des Koran

Opium wird in Afghanistan seit Tausenden von Jahren angebaut. Früher wuchs es vor allem in den Nordprovinzen. Die eigentliche Volksdroge war aber landesweit Haschisch. Dessen Erfolg führen Historiker auf das Bedürfnis vieler Muslime zurück, angesichts der strengen Alltagsregeln des Islams eine gewisse Freiheit zu erlangen. Zwar verbietet der Koran Rauschmittel, doch Opium oder Haschisch sind im Gegensatz zum Alkohol nicht ausdrücklich verpönt.

Zum internationalen Wirtschaftsfaktor geriet das Opium erst im 19. Jahrhundert durch den Handel, den die Britische Ostindien-Kompanie damit trieb. Nachdem die chinesische Regierung es verboten hatte, führte Großbritannien zwei sogenannte Opiumkriege, um sich den Profit mit dem populär gewordenen Rauschgift nicht entgehen zu lassen.

In Afghanistan begann die Blütezeit des Giftes erst in den 1980er Jahren. Während das Land von den sowjetischen Truppen besetzt war, stachelte der US-Geheimdienst CIA die Produktion an, um durch die Erlöse die fundamentalistischen Mudschaheddin zu finanzieren, nach westlicher Lesart damals die „Freiheitskämpfer“.



Oben Am 4. März 2010 wurden in der Nähe von Kabul 16 Tonnen der Opiumernte eines Bauern verbrannt

Unten Konfisziertes Haschisch und Opium im Polizeihauptquartier

Nach dem Abzug der Sowjets brach in den neunziger Jahren unter den unterschiedlichen Warlords ein Bürgerkrieg aus. Die Drogengeschäfte gingen rege weiter, schließlich brauchte jede der Konfliktparteien Geld für Waffen und für Kämpfer. Auch die Taliban – zunächst mit westlicher Rückendeckung angetreten, um das Land wieder zu vereinen – deckten ihren Geldbedarf immer wieder durch den Rauschgiftverkauf an die „Ungläubigen“.

Als die USA nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 eine Koalition zum Kampf gegen den Terror schmiedeten, bedienten sie sich einer Fraktion der Bürgerkriegsparteien, der sogenannten Nordallianz. Dass viele von deren Führern mit Opium dealten, nahmen die westlichen Strategen dabei in Kauf. Man brauchte eben Verbündete. Gestützt auf diese „Nordallianzler“ konzipierte die westliche Staatengemeinschaft 2001 das neue Afghanistan. Nur: Beim sogenannten Nation Building, also beim Aufbau eines Rechtsstaats, blieb nun für deren traditionelle Geschäfte kein Platz. Wie hätte man den Bevölkerungen im Westen das Engagement für Drogenhändler schmackhaft machen sollen?

Die alten Haudegen, nun zu Staatsmännern und Politikern geädelt, verstanden die Botschaft und änderten ihr Auftreten – wie im Fall des Warlords Mohammad Atta Nur, der aber nur schwer von seinen alten Geschäften lassen konnte. Um auch in dessen Einflussbereich zentralstaatliche Strukturen durchzusetzen, entsandte der afghanische Präsident Hamid Karzai 2004 einen neuen Polizeichef, der prompt versuchte, einen von Attas Drogentransporten zu beschlagnahmen. Daraufhin mobilisierte der Milizenführer seine Truppen. Karzai lenkte ein und versöhnte den mächtigen „Paten“, indem er ihn zum Gouverneur ernannte.

Vom Opiumhändler zum anerkannten Gouverneur

Wie kaum ein anderer engagiert sich Atta heute bei der Vernichtung der Drogenanbaufläche in seiner Provinz Balkh. Aus guten Gründen: Die Hilfgelder und Fördermittel, die ihm dank seiner Kooperation durch die Isaf-Staaten zufließen, sind noch weitaus lukrativer als die Einnahmen aus dem Opiumanbau. Als Partner westlicher Investoren in seiner Provinz hat Atta ein Netz aus Stroh Männern und Scheinfirmen aufgebaut und profitiert direkt oder indirekt von beinahe allen Bau-Aufträgen und Entwicklungsmaßnahmen. Und als verlässlicher Partner des Westens kann er seine Hände nun umso besser über den Zwischenhandel mit dem Rauschgift halten.

Beamte der deutschen Bundespolizei vermuten, dass Atta deshalb ganze Seilschaften seiner ehemaligen Milizen in die neu gebildeten Sicherheitskräfte eingeschleust hat. „Der Polizeichef, der am Flughafen von Mazar-i Scharif Dienst tut“, sagt ein Kommissar, der ungenannt bleiben möchte, „ist nur deshalb da, weil er Attas Drogengelder außer Landes schafft.“

Statt Opium zu erzeugen, ist der Norden nun zur gut organisierten ersten Etappe des Zwischenhandels geworden, dafür blühen die Felder aber nach wie vor im unsicheren, umkämpften Süden. Von dort – etwa aus Kandahar und Helmand – bringen die Taliban die heiße Ware dorthin und tauschen sie gegen die Waffen ein, die entweder aus Nato-Containern entwendet, über Tadschikistan aus Russland eingeführt werden oder die Milizenführer der Nordallianz noch immer in unzähligen Waffenlagern horten.

Zudem setzen viele Produzenten nun anstelle des klassischen Opiums auf andere Rauschgifte wie Marihuana und Haschisch.

Die neue Zollstation an der tadschikischen Grenze spielt bei der Ausfuhr eine wesentliche Rolle. „Sie sieht zwar gut aus“, klagt ein Bundeswehroffizier hinter vorgehaltener Hand, „ist aber weniger eine Einnahmequelle für den afghanischen Staat als für die zuständigen Provinz- und Zollbeamten. Die scheffeln horrenden Geldern dadurch, dass sie die Schmuggelgüter durchlassen.“ ←

Marc Thörner recherchierte zwei Jahre lang in Afghanistan über die Strukturen hinter den Kulissen des internationalen Einsatzes in Afghanistan. Er sprach mit Mullahs, Gouverneuren, Taliban und ließ sich bei unterschiedlichen Armeen „einbetten“. Dazu erschien sein Buch „Afghanistan Code. Eine Reportage über Krieg, Fundamentalismus und Demokratie“

Die Droge oder ich

Unser Autor glaubte an die große Liebe, bis er merkte, dass seine Freundin crack-süchtig war. Die Geschichte eines Abschieds

Text: Ralf Grauel

→ Stacey* war Lohnbuchhalterin in San Francisco, ich war dort Fahrradkurier. Der Dispatcher hatte mich zu einer falschen Adresse geschickt, dort saß sie zufällig hinterm Tresen, weil sie für eine kranke Kollegin eingesprungen war, und strahlte mich an. „Schicksal“, sagten wir später immer, wenn Freunde uns fragten, wie wir uns kennen gelernt hätten.

Zu unserem ersten Date trafen wir uns an einem Sonntagabend in Berkeley, dort war sie geboren und aufgewachsen, dort wohnten auch noch ihre Mutter und ihre 13-jährige Schwester. Als wir uns kennen lernten, war ich 24 Jahre alt, sie war 26. Am Montag nach unserem Date holte ich sie aus ihrem Büro im Financial District ab und nahm sie mit in mein Hostel. Wir gingen in mein Zimmer, zwölf Quadratmeter groß, draußen unter dem Fenster gab es einen rot blinkenden Neon-schriftzug, der erst um zwei Uhr nachts ausgeschaltet wurde. Stacey blieb über Nacht, holte am nächsten Tag Kleidung nach und zog sofort bei mir ein. Ich fand das romantisch.

Das Hostel lag in der Ellis Street, Ecke Mason Street. Gegenüber von meinem Hostel war das Hilton, auf meiner Straßenseite aber begann das Downtown-Ghetto von San Francisco, Tenderloin genannt. Ein paar Schritte die Straße runter lag die Glide Memorial Church, dort standen ab 16 Uhr die Obdachlosen der Stadt für eine warme Mahlzeit und ein Bett an, die Schlange ging um den ganzen Block. Der Park gegenüber der Kirche war dann schon ver-seucht mit Dealern und mit Crackheads.

Es dauerte zwei Wochen, bis ich merkte, dass sie crack-süchtig war. Wiederum eine Woche später verprügelte sie aus Eifer-sucht eine Frau, die ebenfalls in dem Hos-tel wohnte, und wir mussten ausziehen. Ich besorgte uns ein kleines, kaputtes Mo-torboot, das am Pier 39 im Hafen von San Francisco lag, dort wohnten wir die nächsten anderthalb Jahre. Nachts konn-ten wir die ehemalige Gefängnisinsel Al-catraz und die Bay Bridge sehen. „Wenn wir uns hier streiten“, dachte ich, „landen meine Klamotten im Wasser.“ Es kam schlimmer.

Stacey war eine auffallend schöne, schwarze Frau. Wenn wir mit dem Bus irgendwo hinfuhren und uns in die letzte Reihe setzten, gab es oft böse Blicke von „homeboys“, die sich demonstrativ uns gegenüberetzten und mich, den „white boy“, oder sie anstarrten. Wenn ich dar-auf reagierte, zog mich Stacey aus dem Bus und schimpfte mich aus, weil ich wohl die Waffe im Hosenbund von ei-nem der Jungs nicht gesehen hätte. Ich lachte, sie solle mich mit dem Ghetto-kram in Ruhe lassen.

Stacey war impulsiv, lebendig, und sie war sehr süchtig. Unter der Woche ging sie ins Büro, trug teure Kostüme, sie hat-te sogar eines von Chanel. Alle zwei Wo-chen, wenn sie ihren Paycheck hatte, kam sie freitags nach Hause, zog sich, noch bevor ich von der Arbeit kam, um. Sie hatte eine bestimmte Kappe, die sie aufsetzte, und bestimmte Kleidungs-stücke, die sie anzog, bevor sie in irgendein

Crackhaus in irgendeinem Ghetto ging und ihr Geld und später unsere Ersparnis-se verbrauchte.

Meistens kam sie am Sonntag wieder nach Hause, manchmal aber auch erst Dienstag oder Mittwoch. Ihre Kleidung war dann völlig verdreckt, sie stank, war ausgezehrt und sah furchtbar traurig aus und verloren. Stacey hat diese Kleidungs-stücke nie weggeschmissen. Sie hat sie ein paar Tage später gewaschen und zu den anderen Sachen gelegt.

Natürlich haben wir immer wieder versucht, gegen ihre Sucht anzukämp-fen. Noch bevor wir auf das Boot zogen, habe ich ihr gesagt, dass sie sich entschei-den soll. Die Drogen oder ich. Sie hat mir nach jedem Exzess versprochen auf-zuhören. Sie ging auch irgendwann zu Cocaine Anonymous. Die Selbsthilfe-gruppen fanden mehrmals in der Woche statt, sie kam dann abends spät nach Hause, mit dem Bus, müde und abge-kämpft. Ein Auto hatten wir nicht, wir hatten ja nie Geld. Einmal war sie acht Wochen am Stück sauber. Der Absturz danach war umso schlimmer, ihr Schuld-gefühl umso größer.

Anfangs war ich froh, wenn sie wieder nach Hause kam, dann war ich traurig, dann wütend. Natürlich verstärken solche Dramen auch die Liebe, man verwechselt das ständige Leid mit Leidenschaft. Aber wie bei einem fallenden Börsenkurs geht dieses Auf und Ab der Gefühle kontinu-ierlich nach unten. Irgendwann fühlt man nichts mehr. Danach geht es ins Ne-



That's fucked up: Nachts trieb es Stacey in die dunkelsten Ecken von San Francisco

gative, mit Gefühlen, die man nicht empfinden möchte, schon gar nicht für einen Menschen, den man eigentlich liebt: Abscheu, Verachtung, Hass.

Es wäre falsch zu sagen, Staceys Sucht habe alles zerstört. Richtig ist: Die Sucht verhinderte, dass irgendetwas auch nur entstand. Sucht zehrt alles aus. Geist, Körper, Seele, die Liebe. Aus der Hoffnung, die so wichtig ist, damit ein Süchtiger gesund wird, aus den vielen Versprechen, die man macht, werden beim Süchtigen Lügen, mit denen er sein kaputtes Leben tarnt. Bei dem Partner eines Süchtigen aber vertrocknet alles. Pläne und Zuversicht verdorren, übrig bleibt Zynismus.

Wenn man mit jemandem zusammenlebt, der süchtig ist, kann man nicht planen, träumen, nichts entwickeln. Man kann auch nicht streiten oder, wenn man sauer ist, kurz mal um den Block laufen, wie man das in einer normalen Beziehung machen würde. All das geht nicht, weil man bei jeder Unwägbarkeit Angst hat, dass der andere konsumiert. Also geht man auf Vollkontakt, passt ständig auf. Außerdem, und das fiel mir erst Jahre später auf, hat immer der andere Schuld, der Süchtige, egal was passiert. Dieses Ungleichgewicht hält niemand aus.

Anfangs log ich noch für sie, vor Freunden, vor ihrer Familie, um ihr den Weg zurück ins normale Leben nicht zu versperren. Der Freundeskreis schrumpfte. Sie wollte mit mir nach Deutschland fliehen. Aber da gibt es doch auch Drogen, antwortete ich. In Wirklichkeit glaubte ich nicht mehr, dass sie es schaffen würde.

Jede Droge macht anders süchtig. Crack produziert eine fatale psychische und später auch körperliche Abhängigkeit. Ich wusste das, weil ich es selbst ausprobiert hatte. Als ich herausfand, dass sie Crack rauchte – ein Mitbewohner hatte mich drauf aufmerksam gemacht, kurz darauf kam ich früher von der Arbeit, fand sie high im Zimmer –, stellte ich sie zur Rede. Wir stritten, ich sagte, sie müsse sich zwischen mir und der Droge entscheiden. Sie sagte, es sei nicht so schlimm, ich wüsste doch gar nicht, worüber ich rede. Wir gingen in den Park, sie besorgte die Droge, und wir gingen wieder aufs Zimmer.

Crack wird aus Kokainsalz hergestellt, das mit Backpulver vermischt und aufgebacken wird, sodass es zu kleinen kristal-

linen Bröckchen verklumpt. Wenn man das in der Pfeife raucht, knistert es, und es stinkt nach Plastik. Ich war sofort high, redete in einem fort, fühlte mich großartig, interessiert und inspiriert, als hätte jemand in meinem Kopf das Licht angeknipst. Stacey saß still auf der Bettkante, sah aus wie eine Süchtige, die sich einen Schuss gesetzt hatte, wach, traurig.

Fünf oder zehn Minuten später verschwand das Hochgefühl, wurde zu einem Krampf, erst im Bauch, dann kroch es den Rücken hoch, krallte sich im Hinterkopf fest, ein Ziehen im Stammhirn – eine mächtige Mischung aus Gier und Angst, die sich nur durch mehr Crack beenden ließ.

Ich hatte zweihundert Dollar in der Tasche, in dieser Nacht gaben wir alles Geld aus, das ich besaß. Als es im Park nichts mehr gab, fuhren wir mit der U-Bahn nach Oakland, gingen dort in ein Housing-Project, besorgten uns mehr, saßen bei einem anderen Süchtigen im Haus, rauchten und suchten, als wir nichts mehr hatten, den Teppich nach kleinen Klümpchen ab.

Am nächsten Tag erinnerte ich mich an jeden Moment dieser Nacht. Die Gier, die Trostlosigkeit, der Stumpfsinn und diese unglaublich starke, körperliche Macht, mit der diese Substanz über meine Persönlichkeit verfügen konnte. Ich stellte Stacey vor die Wahl, und natürlich schwor sie aufzuhören.

Wenn ihr Verlangen Tage oder Wochen später mächtiger wurde und sie merkte, dass sie konsumieren musste, auch als wir schon auf dem Boot wohnten, flehte sie mich an, zu Hause rauchen zu dürfen, damit sie nicht an diese schlimmen Orte musste, in diese verseuchten Crackhäuser voller Huren, Kranker und Aussätziger. Ich wollte nicht dabei sein, wenn sie zerstörte, was ich liebte. Sie zu sehen, wenn sie high war, war ein Anblick ohne Hoffnung, ohne Licht, der traurigste Anblick, den es gibt.

Als ich sie nach einem Jahr das erste Mal verließ, flehte sie mich an zurückzukommen, also ging ich zurück, bis zum nächsten Rückfall. So ging das hin und her. Sie verlor ihre Jobs, fing sich, erlebte einen Rückfall, verlor den nächsten Job und ich die Hoffnung. Als ihr Flehen nichts mehr half, drohte sie, meinen Freunden zu schaden, wenn ich nicht zurückkehren würde. Sie würde Leute

kennen, die für sehr wenig Geld böse Dinge tun würden. Das musste ich ernst nehmen.

Zu dem Zeitpunkt hatte ich bereits heimlich Geld beiseitegeschafft, ich hatte mir eine Ausrüstung gekauft, Zelt und Rucksack, um die Stadt für eine Weile zu verlassen und sie in dem Glauben zu lassen, ich wäre nach Hause geflogen. Tatsächlich aber reichte mein Geld für ein Ticket nach Deutschland noch nicht.

An einem Wochenende, wir hatten ein Auto gemietet, um zu einer Familienfeier zu fahren, und uns auf dem Weg dorthin fürchterlich gestritten, ließ ich sie mit dem Auto stehen, fuhr mit der Bahn nach Hause und packte meine Sachen. Ich rief ihre Mutter an und erzählte ihr, dass ihre Tochter süchtig sei und ihre Hilfe brauche. Dann fuhr ich für zwei Wochen in die Berge und zog anschließend in eine andere Gegend der Stadt und arbeitete so lange, bis ich das Geld für die Heimreise zusammenhatte.

Später, als ich in Deutschland gemeldet war, bekam ich Post von einer Inkassokanzlei aus London. Der Mietwagen, mit dem ich Stacey damals zurückgelassen hatte, war nie abgegeben worden, sondern erst Wochen später am Rande des Freeways zwischen Oakland und Berkeley gefunden, mit zerschlagenen Scheiben, von Kugeln durchlöchert. Mit dem Auto soll vorher ein Drive-by-Shooting begangen worden sein. Ich rief bei der Kanzlei an, worauf die sich nie wieder bei mir meldete. Das war für mich das Ende der Geschichte.

Stacey hatte wohl den Wagen verkauft und sich mit dem Geld über die ersten Wochen gerettet. Meinen Freunden hat sie nie etwas getan. Ihre Mutter reagierte, wie sie schlimmer nicht hätte reagieren können, sie verstieß ihre Tochter. Stacey blieb auf unserem Boot wohnen, verlor ihren Job, fing irgendwann an, ihren Körper für Drogen zu verkaufen. Das erzählten mir Freunde, die auch auf dem Pier wohnten.

Ein, zwei Jahre später kam sie langsam zu sich. Sie lernte einen Zahnarzt kennen und bekam mit ihm einen Sohn. Mit diesem Sohn lebt sie heute in Kalifornien auf dem Land. Ich weiß das, weil ich sie neulich im Internet gefunden habe. Ich glaube, sie raucht immer noch. Aber das interessiert mich nicht mehr. ←

*Name geändert

3 von 3

„Ich habe Kot erbrochen“

Gespräch mit „Stolle“, 46, der alles genommen hat und beinahe daran gestorben wäre

Interview: Nana Gerritzen,

Illustration: Human Empire

Warum haben Sie angefangen, Drogen zu nehmen?

Der Auslöser war, dass ich von einem Tag auf den anderen eine Person verloren habe, die ich sehr geliebt habe - meinen Pflegevater. Da war ich 18.

Und was haben Sie dann genommen?

Alkohol, LSD, Marihuana, Heroin, Kokain, später auch Ecstasy. Also eigentlich alles. Zum Schluss war die stärkste Droge der Alkohol, sehr hoch dosiert. Eine Flasche Schnaps zum Frühstück im Bett, sonst konnte ich nicht aufstehen.

Wann waren Sie an dem Punkt zu sagen: So kann es nicht weitergehen?

Nach 13 Jahren, und in dieser Zeit habe ich insgesamt sechs Entzüge gemacht.

Also hat der Entzug nicht auf Anhieb geklappt?

Nein, ich war in der Entzugsklinik, wurde entgiftet und bin danach immer wieder in mein altes Leben zurückgegangen. Man bekommt zwar gesagt, dass man seinen Freundeskreis meiden soll, aber irgendwo trifft man seine Freunde ja doch wieder. Irgendwann ist man der Meinung, man kann kontrolliert konsumieren, aber das ist Schwachsinn. Wer mir erzählen will, er hat Drogen unter Kontrolle, der lügt. Man braucht immer mehr, und man will immer mehr.

Wie muss man sich den Entzug vorstellen? Was passiert mit einem?

Der Blutdruck steigt, das Blut schießt einem aus der Nase und aus den Ohren, die Zunge verfärbt sich schwarz. Ich habe Blut und Galle gespuckt und Kot erbrochen. Ich habe fantasiert, hatte Halluzinationen, habe Sachen gesehen, die gar nicht da waren, und konnte nicht mehr zwischen Traum und Realität unterscheiden. Ich habe um mein Leben gekämpft. Zweimal bin ich fast gestorben und musste wiederbelebt werden.

Wie haben Sie es geschafft, die Schleife Sucht-Entzug-Sucht zu durchbrechen?

Letztendlich konnte und wollte ich so nicht weitermachen. Ich dachte mir: Entweder du schaffst es jetzt, oder du machst Schluss. Zudem litt ich nach dem letzten Entzug an dem für Alkoholiker typischen Korsakow-Syndrom: Mein Gehirn war zerschossen, und ich musste alles neu lernen. Ich habe sieben oder acht Jahre gebraucht, bis ich wieder klar denken konnte. Ich musste neu lernen, meine Gitarre zu spielen. Und ich musste viele Menschen neu kennen lernen, weil ich nicht mehr wusste, wer sie sind.

Sind Sie danach je wieder rückfällig geworden?

Nein, nach dem letzten Entzug habe ich eine Gruppentherapie gemacht und danach nie wieder was genommen und auch nie wieder Alkohol getrunken.

Neben Ihrer Musik gehen Sie heute an Schulen und sprechen mit Jugendlichen über Drogen. Wie reagieren die?

Gut, auch wenn viele sich erst nicht angesprochen fühlen, weil sie denken, sie hätten alles im Griff. Ich sage ihnen dann, sie sollen mal einen Selbsttest machen: Drei Tage nicht kiffen und schauen, ob sie genauso gut schlafen wie vorher oder ob der Körper sich schon an die Droge gewöhnt hat.



Drogen, die es nicht ins Heft geschafft haben



Der Entwicklungshilfeskandal

Es hätte der große investigative Wurf werden können. Eine fluter-Geschichte, die tatsächlich auch mal Wellen schlägt. Über einen Kontaktmann aus dem arabischen

Raum, erfuhren wir, dass deutsche Entwicklungshilfe im Libanon für die Produktion von Drogen verwendet wird. Das Labor sollte sich angeblich in dem von der islamistischen Hisbollah-Miliz kontrollierten Gebiet befinden. Kurz bevor wir die Flüge buchten, erfuhren wir weitere Details. Die Zielperson war ein Investmentbanker, der Bier mit Espressogeschmack braute. Die deutsche Botschaft hatte angeblich ihre Hilfe angeboten. Es ging offenbar um die Produktion von Pils, das dem deutschen Reinheitsgebot entsprach.



Eine Lobby für Gras

Es gibt in Deutschland für so ziemlich alles Verbände und Lobbyisten, von Tierfutterproduzenten bis zu Solarpanel-Herstellern und der Bestattungsindustrie. Dass

auch die Kiffer eine Lobby haben, war uns allerdings neu. Die Hanf-Lobby gibt es aber wirklich,

und sie sitzt in Berlin in einem kleinen Büro. Ziel der Vereinigung ist nicht nur die Legalisierung von Marihuana, sondern auch Aufklärung: Zum Beispiel warnt sie auf der Webseite regelmäßig, wenn irgendwo in Deutschland mit Blei oder Glas verunreinigtes Gras auftaucht. Einer der Aktivisten hat eine Mähne aus roten Dreadlocks und sieht ziemlich genau so aus, wie man sich einen Klischeekiffer vorstellt. Er ist trotzdem ein guter Lobbyist. Wie der Mann von der Tabakindustrie, den wir an seiner Stelle porträtierten, ist auch er recht eloquent und kennt sich in juristischen Dingen bestens aus.



Politiker auf Drogen

„Jetzt wirkt das Koks bei mir, du. Ich fühl mich total wach.“ Das Youtube-Video, in dem zu sehen ist, wie der ehemalige Richter und Hamburger Innensenator Ronald

Barnabas Schill Kokain nimmt, ist zugegebenermaßen ein besonders bizarres Kapitel aus der Saga Politiker-auf-Drogen. Zumal Schill als Richter ja für eine gnadenlose Null-Toleranz-Politik gegenüber Straftätern warb. Auch der ehemalige US-Präsident Bill Clinton hat zugegeben, einen Joint geraucht, aber nicht inhaliert zu haben. Sein Nachfolger George W. Bush war Alkoholiker. Und Obama hat gekifft und gekokst. Warum wir dann nicht einen Text zum Thema beauftragten? Bei deutschen Politikern ist bis auf Herrn Schill recht wenig von Verfehlungen bekannt.

Bist du selbst
suchtgefährdet?
Mach den Test auf
fluter.de



Christiane F.

Ende der siebziger Jahre verfassten zwei Reporter des Magazins „Stern“ einen dokumentarischen Roman über eine junge Drogensüchtige aus Berlin. Das Schicksal von Christiane F. erschütterte Millionen. F. hatte im Alter von zwölf Jahren begonnen Drogen zu nehmen und ging auf den Kinderstrich. Nach dem Erfolg des Buches „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ versuchte Christiane F. sich als Popmusikerin. „Ich bin so süchtig – dein Lenkrad zu fühlen“ singt sie in ihrem Lied „Wunderbar“. Immer wieder hieß es, die berühmteste Drogensüchtige Deutschlands habe ihre Sucht besiegt, doch 2008 wurde bekannt, dass das Jugendamt Christiane F.s Sohn in Obhut genommen hatte, weil sie wieder rückfällig geworden war.

Hoi Polloi

zum Thema



Vorschau

Bis zum nächsten fluter

Was nun genau Recht ist, kann man zumindest beim Thema Drogen manchmal schwer sagen. Es gibt Gesetze, die dem eigenen Rechtsempfinden entsprechen, aber auch welche, die man für extrem ungerecht hält. Und was bitte hatte noch mal Gerechtigkeit mit Recht zu tun? Im nächsten fluter zum Thema Recht versuchen wir uns an einer Antwort. Bis dann!

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 37, Winter 2010/11
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Felix Brüggemann, Assistenz: Wade Kentner

Artdirektion

Jan Spading

Mitarbeit

Tobias Asmuth, Petra Bäumer, Klaus Ehringfeld, Arno Frank, Nana Gerritzen, Oliver Geyer, Ralf Grauel, Mikael Krogerus, Stefan Krücken, Tobias Moorstedt, Johannes Radke, Robert Reick, Marc Thörner, Sascha Zastiral

Wissenschaftliche Begutachtung

Prof. Dr. jur. Kai Ambos,
Dr. med. Bernhard van Treeck

Dokumentation

Kathrin Lillienthal

Schlussredaktion

Sven Barske

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH
Torstraße 109, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

Societäts-Verlag
Vertrieb »fluter«
60268 Frankfurt am Main
Tel. 069/75 01-4827, Fax -45 02
fluter@fsd.de

Vertriebsleitung

Klaus Hofmann; Societäts-Verlag
Frankenallee 71-81, 60327 Frankfurt am Main
Tel. 069/75 01-4827, Fax -45 02
zeitschriftenvertrieb@fsd.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern und abbestellen

www.fluter.de/abo; abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

IBRo, Kastanienweg 1, 18184 Roggentin
Fax: 0382 04/66-273, bpb@ibro.de
Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Societäts-Druck Westdeutsche Verlags- u. Druckerei Gesellschaft mbH
Kurfürstenstraße 4-6
64546 Mörfelden-Walldorf
Tel. 069/75 01-5601, Fax -02
akzidenz@fsd.de

Bildnachweise

Titel: Oscar Lebeck/13Photo; S.3 Wolfgang Müller/Ostkreuz; S.4 o. Markus Henttonen, m. David Rochkind, u. Nick Nostitz; S.5 DPA/picturealliance; S. 6-7 Oscar Lebeck/13Photo; S.8 privat; S.10 o. Everett Collection/actionpress, u. DPA/picturealliance; S.11 Marc Dozier/laif; S.12-15 David Rochkind; S.16 AFP/Gettyimages; S.19 Pressestelle ZFA Hamburg; S.20 Björn Wiede; S.23 Human Empire; S.24-25 Markus Henttonen; S.26-27 Ole Häntzschel; S.28 o. AFP/Gettyimages, u. Jindrich Novotny; S.29 Felix Brüggemann; S.31 Sarah Illenberger; S.34-35 Nick Nostitz; S.36 Human Empire; S.37 Adam Reynolds/Corbis; S.39 Sam Phelps; S.40 Frank Höhne; S.42-44 Paolo Pellegrin/Magnum/Focus; S.45 o. AHMAD MASOOD/Reuters/Corbis, u. Paolo Pellegrin/Magnum/Focus; S.46 Jim Goldberg/Magnum/Focus; S.48 Human Empire; S.49 o.l. DPA/picturealliance, o.r. DPA/picturealliance; u. The New York Times/laif; S.50 Hoi Polloi

Papier

Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Die letzte Seite im Heft ist die erste im Netz.

Schreibtisch von Hai Ha (17)

